This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN NC3F 7
HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

C613.50.6

Harvard College Library.

FROM THE

CONSTANTIUS FUND.

Established by Professor E. A. SOPHOCLES of Harvard University for "the purchase of Greek and Latin books, (the ancient classics) or of arabic books, or of books illustrating or explaining such Greek, Latin, or Arabic books." Will, dated 1880.)

Received 6 July, 1896

8001

Die

Civitas Dei

des

heiligen Auguſtinus.

In ihren Grundgedanken

dargelegt von

Johannes Biegler,
Pfarrer.

Paderborn, 1894.

Druck und Verlag der Junfermannſchen Buchhandlung.
(Albert Pape.)

~~III. 8822~~
C 613.50.5

HARVARD COLLEGE
JUL 6 1896
LIBRARY.
Constantine fund.

Herrn Notar Dr. Julius Reen

zu Wörrstadt (Rheinhessen)

in dankbarer Liebe

gewidmet

Johannes Biegler,

Pfarrer.

Vorwort.

Auf nachstehenden Blättern finden sich die Gedanken des heiligen Augustinus, welche er in dem „Gottesstaat" niedergelegt hat, leicht skizziert. Der divinatorische Blick, die wunderbar kombinatorische und kunstvoll systematisierende Gabe des großen Kirchenvaters haben seiner „civitas Dei" unsterbliche Bedeutung verliehen. Eine himmelerstrebende historische Architektonik bietet sich uns darin. Möge das Büchlein dazu dienen, das Verständnis jenes Werkes zu erschließen und zu erleichtern!

Hering, im Juli 1894.

Johannes Biegler.

Das einst so mächtige Rom, vor welchem die Grundsäulen der entferntesten Reiche zusammenstürzten, hatte durch eine Jahrhunderte lang das Mark des Staates auszehrende Entsittlichung und eine die Lebenskraft des Reiches lähmende Concentration der Regierung seine frühere Herrlichkeit eingebüßt und glich einem leblosen Coloß, der unter seiner eignen Wucht zusammenbricht. Dasselbe Rom, das der Welt Gesetze vorgeschrieben, wird der Spielball unentwickelter, aber kraftvoller Barbaren; es mußte seinen Nacken unter das Joch der Gothen beugen. Wohl lag da die Frage nahe, was die Ursache dieses Zerfalls sei, was denn die Drangsale heraufbeschworen, welche über die Stadt kamen.

Der entsittlichte Mensch sucht die Ursachen nicht in sich selbst; äußere Erscheinungen, Thatsachen und umgestaltende Ereignisse werden als die Verbrecher vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gestellt, um die folternde Gewissensstimme zu beschwichtigen.

Roms Fall war eine Thatsache. Aber eine gleichzeitige Thatsache war das Aufblühen des Christentums. Der Heide fühlte es, daß das heidnische Rom dem christlichen weichen müsse. Allein er erfaßte nicht als die Ursache hiervon die innere Fäulnis des ersteren und die auf göttlichem Grunde ruhende Kraft des zweiten. Es gefiel ihm, sich zum lautschreienden Ankläger und die christliche Kirche zu der des Verbrechens beschuldigten Angeklagten zu machen.

Gegen diesen blinden Angriff erhebt sich der Kirchenvater Augustinus, Bischof von Hippo; in seinem großartigen Werke: de civitate Dei weist er die erhobenen Beschuldigungen zurück und hält angesichts der Thatsachen dem stolzen Römer die wahren Ursachen vor. Als den Hauptzweck seiner Schrift bezeichnet er selbst die Verteidigung des Gottesstaates gegen

jene, welche dem Gründer desselben ihre Götter vorziehen und die Niederlage des römischen Staates der christlichen Kirche zuschreiben (praef. und lib. I, 36). Zu diesem Ende begnügt er sich jedoch nicht mit dem Nachweis, daß die das Reich auflösenden Ereignisse nicht durch das Christentum herbeigeführt seien, sondern liefert zugleich den positiven Beweis, daß der Zustand des staatlichen Lebens notwendig den Fall zur Folge haben, und daß sich wiederum aus dem früheren geschichtlichen Leben als entfernter Ursache der verderbliche Zustand entwickeln mußte. Er sammelt Zeugnisse aus dem gesamten Gebiete der alten Kulturgeschichte und zeigt, daß der heidnische Staat an seinen eigenen Prinzipien krank, todkrank sei und deshalb an sich selbst zu Grunde gehen müsse.

Der Zweck der Abfassung führte ihn nicht nur auf die Betrachtung der sich in der römischen Geschichte manifestierenden Gebrechen des Volks, sondern zugleich auf eine genaue Beurteilung der Götterlehre, und zwar nach ihrer doppelten Auffassung: auf die Götterlehre nach dem Glauben der Volksmasse und nach der ihre Verklärung anstrebenden Deutung der Philosophen. Der heilige Augustinus leugnet keineswegs das Dasein derer, welche von den Heiden als Götter angebetet werden. Er schließt sich zum Teil dem Euhemerismus an, wonach die Mythologie durch die Erinnerung an hervorragende Persönlichkeiten und historische Begebenheiten entstanden ist, weicht jedoch von ihm insofern ab, als er in Übereinstimmung mit anderen Kirchenlehrern das Heidentum als durch die Einwirkungen der abgefallenen Engel entstanden und erhalten, sowie die Götter als die von den Heiden angebeteten bösen Geister auffaßte. (Vgl. 1. Kor. 10, 20. 21. civit. Dei lib. II. cap. 10. 25. 29; lib. IV. cap. 32; lib. VI. praef. und cap. 1. 4. 7. 8. 12; lib. VII. cap. 14. 27. 33; lib. XI. cap. 1.)

Bei der Apologie bleibt der heilige Augustinus jedoch nicht stehen. Seine Aufgabe geht nicht nur dahin, die mit Erbitterung vorgebrachten Anklagen gegen das Christentum in ihrer Grundlosigkeit und dabei die Nichtigkeit und Verkehrtheit des Heidentums nach Lehre und Leben darzustellen, sondern zugleich

die Heiden auf jenen Gottesstaat hinzuweisen, der ihnen das wahre zeitliche und ewige Glück bietet, welches sie vergeblich von ihren falschen Göttern erwarten. Die Apologie geht dadurch in eine Dogmatik über. Hiernach zerfällt das Werk, welches von 413—426 abgefaßt ist, in zwei Hauptteile.

Der erste widerlegt die Anschuldigungen und den Wahn jener, welche dem Gründer des himmlischen Staates ihre Götter vorziehen. Der zweite handelt von dem Grunde, Wachstum und Ausgang der beiden Staaten: der civitas terrena und der civitas coelestis oder Dei — der dogmatische Teil in welchem aber die Apologie nicht ausgeschlossen ist, lib. XI—XXII.

Der erste Teil zerfällt wiederum in zwei Hauptabschnitte. Die fünf ersten Bücher beantworten die Frage, ob die heidnischen Götter um der irdischen Güter willen zu verehren seien. Die darauffolgenden fünf Bücher eifern gegen diejenigen, welche die Aufrechterhaltung des heidnischen Cultus um der ewigen Glückseligkeit willen verlangen. (Vgl. lib. VI. praef. und cap. 1.; lib. X. cap. 32.)

Im zweiten Teile erweitert und vertieft er das Römertum und das römische Göttertum zum allgemeinen Begriff des Staates der Welt: der civitas terrena, als dessen Hauptträger jene beiden erscheinen.

In der nämlichen Weise generalisiert er auch das Christentum oder die christliche Welt seiner Zeit zum allgemeinen Begriff des Staates Gottes: der civitas coelestis oder civitas Dei.

Den Staat der Welt und den Staat Gottes schildert St. Augustinus in ihrem Wesen, in ihrer Entwickelung, in ihrem gegenseitigen Verhältnis, in ihrem Ziele und letzten Ende. Die ganze Welt- und Völkergeschichte ist dem heiligen Kirchenlehrer nichts anderes, als die Geschichte dieser beiden Staaten, in denen allein sie ihr Verständnis hat. In seinem mit religions- und geschichtsphilosophischem Tiefsinne geschriebenen meisterhaften Werk: „de civitate Dei“ schuf er eine Philosophie der Geschichte im Lichte der christlichen Weltanschauung, vom Standpunkte der göttlichen Offenbarung aus. Seine Geschichtsphilosophie ist ein geistvoller Versuch, die christliche

Weltanschauung in der Geschichte als real aufzuzeigen. Wir bewundern in dem „Gottesstaate" des großen Numidiers eine himmelerstrebende historische Architektonik.

Die in dem *ersten* Hauptteile niedergelegten Gedanken sind folgende.

In dem ersten Buche, in welchem einige Vorfragen ihre Erledigung finden, beurteilt der heilige Augustinus insbesondere die durch die damaligen politischen Zustände des Staates herbeigeführte Anklage: der christliche Glaube bringe alle Leiden über das Römertum.

Die Ankläger erinnert er zunächst daran, daß sie gerade dem Christentum die Erhaltung ihres Lebens zu danken haben. „Denn das Christentum allein öffnete ihnen in seinen Heiligtümern, in den Märtyrerorten und Basiliken der Apostel Asylstätte, an deren Schwelle sich die Wut der Eroberer legte, und in denen das Leben aller erhalten wurde, welche sich bei der Einnahme der Stadt dahingeflüchtet hatten (cap. 1.). Haben auch die heidnischen Tempel in gleicher Weise gegen die Verfolger geschützt? Ist nicht Priamus am Altare getötet? Haben nicht Diomed und Ulysses sogar das heilige Bild geraubt? Wenn aber die Götter sich selbst nicht retten konnten, vermögen sie dann den Menschen Rettung zu bringen? Wahrlich, nicht die Menschen werden vom Götzenbilde geschützt, sondern das Götzenbild von den Menschen (cap. 2.) — Und das sind die Götter, auf deren Schutz die Römer stolz sind! Freilich, sagen *wir* dergleichen, dann sind sie erbittert. So mögen sie es denn von ihren eigenen Gelehrten hören. Virgil läßt Juno, die Feindin Trojas, zu Aeolus sagen:

Gens inimica mihi Tyrrhenum navigat aequor,
Ilium in Italiam portans, victosque penates.

Und *diesen* besiegten Penaten befiehlt man Rom, damit es nicht besiegt werde! Wenn Virgil die Götter besiegt nennt, ist es nicht eine Thorheit, zu meinen, daß Rom in ihnen seine Schützer gehabt habe und nicht besiegt worden wäre, hätte es nicht die Götter verloren? Was ist also verständiger, zu meinen, daß Rom zu dieser Niederlage nicht gekommen wäre,

wenn es nicht die Götter vorher verloren hätte, oder: daß diese schon früher wären verloren gegangen, wenn Rom sie nicht geschützt hätte? Denn wer wollte nicht einsehen, wie nichtig die Ansicht ist, unter dem Schutze von besiegten Verteidigern nicht besiegt werden zu können! Das mögen die bedenken, welche die Leiden, die sie für die Verkehrtheit ihrer Sitten mit Recht treffen, dem Christentume zuschreiben, demselben Christentume, dem sie durch die Flucht in seine heiligen Orte das Leben zu verdanken haben (cap. 3).

Auch Troja, die Mutter Roms, konnte nicht an den geheiligten Orten ihrer Götter die Einwohner vor dem Schwerte der Griechen schützen. Ja sogar im Asyl der Juno wurde von Phönix und dem Ulysses die den Trojanern geraubte Beute aufbewahrt (Virg. Aen. II). Nun vergleiche man mit jenen Stätten die Asylstätten der Christen. Dorthin wurde die aus den Tempeln geraubte Beute gebracht, um sie unter den Siegern zu verteilen; hierher wurde alles, was zum Heiligtume gehörte, mit Ehrfurcht zurückgetragen. Dort geht die Freiheit verloren, hier wird sie erhalten. Dort wurden Gefangene gemacht, hier befreit. Den Tempel der Juno hatte die Habgier und der Stolz der Griechen erwählt, die Basiliken Christi die Barmherzigkeit und die Demut der Barbaren (cap. 4).

Aber vielleicht haben sich die Römer bei ihren Eroberungen derer erbarmt, die in den Tempeln Rettung suchten: dieselben Römer, von denen es heißt: „Parcere subiectis et debellare superbos“ (Virg. Aen. VI)? Allein von einer solchen Schonung hat keiner ihrer Schriftsteller etwas erwähnt (cap. 6).

Die Verwüstungen, Plünderungen und alle Leiden, welche durch die Niederlage der Römer entstanden, sind Folgen des Krieges. Daß aber die herrlichen Basiliken die Rettungsorte des Volkes waren, ist dem Namen Christi, ist der christlichen Zeit zuzuschreiben (cap. 7).

Der Kirchenvater geht darauf zur Beurteilung der Frage über: Wenn sich — wie die Christen sagen — in den gegenwärtigen Leiden die Barmherzigkeit Gottes offenbaren sollte,

warum wird sie auch den Gottlosen und Undankbaren zu teil? Er antwortet mit dem Ausspruche Christi: „Gott läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte" (Matth. 5, 45). Mit derselben Geißel ladet er die Bösen zur Buße ein und erzieht die Guten zur Geduld, straft er die Bösen und segnet er die Guten.

Wenngleich zeitliches Glück und Unglück allen gemeinsam ist, so besteht doch ein großer Unterschied in der Anwendung desselben.

Der Gute läßt sich durch Glücksgüter nicht blenden, durch Leiden nicht lähmen; der Böse wird durch Glück verderbt, durch Unglück bestraft. Der Gute wird durch das Leiden geprüft, gereinigt, geläutert; der Böse verurteilt, bestraft, vertilgt. Der Gute fleht in derselben Drangsal zu Gott und betet ihn an, in welcher der Böse ihn verwünscht und lästert.

Bei aller Gleichheit der Leiden waltet daher eine Ungleichheit der Leidenden ob (cap. 8). Haben also die Christen bei jener Zerstörung etwas erlitten, was ihnen nicht zugleich zum Heile gereicht?

Der fromme Christ hält sich nicht für so vollkommen, daß er sich nicht als der zeitlichen Strafe bedürftig erachten sollte. Denn abgesehen davon, daß er durch die Concupiscenz gar leicht zu geringeren Vergehungen verleitet wird, wer lebt wohl in seinen Beziehungen zu den Bösen immer so, wie er leben sollte? Häufig unterläßt man es, den Bösen zu belehren, zu ermahnen, zu tadeln und zu bessern, weil man die Mühe scheut oder ihn zu beleidigen fürchtet oder Feindschaften oder zeitliche Nachteile meiden will. Zwar ist ein Rat der Liebe: zuweilen in dem Tadel und in der Besserung derjenigen, die sündhaft handeln, schonend zu sein, um sie nicht noch schlechter zu machen. Aber tadelnswert ist es, wenn diese Schonung auf irdischen Rücksichten beruht. Und darum werden zugleich mit den Bösen zur Läuterung die Guten gegeißelt, nicht etwa weil sie gleicherweise ein böses Leben führen, sondern weil beide das irdische Leben lieben (cap. 9).

Dient demnach nicht selbst Leiden den Frommen zum Heile? Man erwidert freilich: Sie haben aber alles verloren, was sie besaßen. — Etwa auch den Glauben? Etwa die Frömmigkeit? Das aber sind die Reichtümer der Christen. Diejenigen, welche bei der Plünderung ihre irdischen Güter verloren haben, konnten, „wenn sie diese Welt brauchten, als brauchten sie dieselbe nicht" (1. Kor. 7, 31), sagen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn sei gelobt (Hiob 1, 21). Die Schwächeren aber, welche noch mit einer gewissen Liebe an den irdischen Gütern hingen, haben durch ihren Verlust empfunden, wie sehr sie sich durch diese Liebe versündigt haben. —

Aber von manchen guten Christen sind die Güter durch Marter erpreßt worden?

Doch das Gute, wodurch sie eben gut geworden, konnten sie nicht verlieren. Haben sie lieber Marter erdulden, als den ungerechten Mammon herausgeben wollen, so sind sie nicht gut gewesen. —

Viele Christen hat der lang andauernde Hunger weggerafft. Auch dies diente zum Heile. Die der Hunger tötete, befreite er gleich einer körperlichen Krankheit von den Leiden dieses Lebens, und diejenigen, welche er nicht getötet hat, lehrte er sparsamer leben und besser fasten (cap. 10).

Sind aber nicht viele Christen bei diesen Verheerungen umgekommen?

Allein der Tod ist allen gemeinsam; niemand kann ihm entgehen. Was ist also besser, lange zu leben unter der Furcht vor vielen Todesarten, als, einmal gestorben, vor dem Tode nicht mehr zu zittern? Der Tod ist für den kein Übel, der ein gutes Leben führte. Böse wird der Tod nur dem Gottlosen durch das, was für ihn auf den Tod folgt (cap. 11).

Man klagt auch darüber, daß die bei der Einnahme Gefallenen wegen der großen Menge der Leichen nicht beerdigt werden konnten. Man beachte jedoch den Ausspruch der Wahrheit: „Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib töten, und die Seele nicht mögen töten" (Matth. 10, 28).

Wenn schon vor dem Tode die nicht zu fürchten sind, die den Leib töten, sollte man nach dem Tode die fürchten, welche den getöteten Leib nicht beerdigen lassen? Die feierlichen Leichenbegängnisse dienen mehr den Zurückbleibenden zum Trost, als den Abgeschiedenen zum Nutzen. Wenn schon der heidnische Dichter sagt: „coelo tegitur, qui non habet urnam“ (Lucan. lib. VII.), so darf sich um so weniger der Christ durch unbeerdigte Leichen beunruhigen lassen (cap. 12).

Man achte jedoch nicht gering die Leiber der Verstorbenen und besonders der Gläubigen, welche gleichsam Gefäße des heiligen Geistes sind. Hat schon ein väterliches Gewand, ein Ring und dergleichen für die Nachkommen um so größeren Wert, je größer ihre Liebe zu den Eltern war, so sind auch keineswegs die Leiber gering zu schätzen, welche mit uns enger, als ein Kleid verbunden sind. Denn sie gehören nicht zum äußeren Schmuck und Schutz, sondern zur Natur des Menschen. Daher wurde auf die Beerdigung der Leichen stets Wert gelegt. Aber wenn ein Leichenbegängnis nicht stattfinden kann, so macht es die nicht unglücklich, welche schon an den Ort des Friedens gelangt sind (cap. 13).

Viele Christen sind in die Gefangenschaft geführt. Das wäre freilich sehr beklagenswert, wenn sie irgend wohin geführt werden konnten, wo sie ihren Gott nicht fänden. Aber in der heiligen Schrift liegt großer Trost. Es waren in der Gefangenschaft die drei Jünglinge (Dan. 1, 6); es waren gefangen Daniel und andere Propheten. Aber Gott war ihr Tröster; er verläßt seine Getreuen nicht (cap. 14).

Hierbei werden die Heiden an Attilius Regulus erinnert. Wenn ihren Göttern nicht der Vorwurf gemacht wurde, daß ihr eifrigster Verehrer des Vaterlands entbehrte und eines grausamen Todes starb, so darf um so weniger der christliche Name wegen der Gefangenschaft der ihm Geweihten angeklagt werden, welche wissen, daß sie selbst in ihren Wohnsitzen nur Fremdlinge sind und daher auf ein anderes Vaterland harren (cap. 15).

Sodann weist der Kirchenvater jene Schmähungen zurück,

welche die Heiden aus der von den Eroberern verübten Schändung der christlichen Frauen und Jungfrauen hernehmen, indem er darlegt, daß aus erlittener Gewaltthat bei standhaftem Widerstreben des Leidenden für diesen keine Schuld erwächst, und daß deshalb der zur Verhütung dieser Entehrung verübte Selbstmord nur ein unsittliches Rettungsmittel ist, weil die Selbstmörderin eine eigene Sünde begeht, damit nicht an ihr eine fremde Sünde begangen werde. Daher ist die That jener Lucretia als eine sündhafte und ruchlose zu bezeichnen (cap. 16—20).

Auch in der heiligen Schrift ist der Selbstmord verboten. Denn Gottes Gesetz gebietet: „Du sollst nicht töten" weder einen anderen noch dich selbst. Man sagt freilich: Zum Selbstmorde gehöre eine gewisse Seelenstärke. Feigheit ist es, nicht Seelenstärke. Schwach ist die Seele, welche Ungemach nicht ertragen kann; groß ist die Seele, welche ein dornenvolles Leben nicht fürchtet und alle Leiden ruhig entgegen nimmt.

Niemand darf sich freiwillig in den Tod stürzen, weder um zeitlichen Leiden zu entgehen; noch wegen fremder, noch wegen der eigenen früher begangenen Sünden, noch aus Verlangen nach einem besseren Leben — denn Selbstmörder haben nach dem Tode kein besseres Leben zu erwarten (cap. 30).

Ihr klagt die christlichen Zeiten als die Ursache der Drangsale an. Warum? Weil ihr Friede und Überfluß an äußeren Gütern deshalb begehrt, damit ihr euch zügellos jenen Unsittlichkeiten hingeben könnt, die verderblicher sind, als wütende Feinde. Mit Recht widersetzte sich euer Scipio Nasika der Zerstörung Karthagos, weil er meinte, daß das Bestehen dieses Nebenbuhlers ein trefflicher Zügel sei für ein unmündiges Volk. Er hat wahr geurteilt. Denn kaum war Karthago zerstört, als die Eintracht schwand und durch Bürgerkriege so viel Blut vergossen und so viele Grausamkeiten verübt wurden, daß die Römer, welche bei unbescholtenem Leben Böses von den Feinden fürchteten, nach dem Verluste der Unbescholtenheit Grausameres von den eigenen Bürgern zu erdulden hatten (cap. 30).

Hätte Rom dagegen Karthago bestehen lassen, so wäre durch die Furcht vor diesem Gegner Ausschweifung und Habsucht unterdrückt worden, Tugend und Freiheit hätten geblüht. Aus demselben Grunde hatte jener Scipio den Aufbau des Theaters verhindert, damit sich nicht griechische Unsitte in die männlichen Sitten des Vaterlandes einschleiche. Um wie viel mehr hätte er die scenischen Spiele von Rom ferngehalten, wenn er gewagt hätte, der Hoheit derer zu widerstehen, die er für Götter hielt und nicht als schändliche Dämonen erkannte. Und diese Spiele, die Ausgeburten der Verkommenheit, sind nicht durch die Laster der Menschen, sondern auf Geheiß eurer Götter in Rom eingeführt! O, erträglicher wäre es, wenn ihr jenem Scipio göttliche Ehre erwieset, als solchen Göttern! (cap. 33).

Gegen diese Versunkenheit wollte Scipio sichern; denn er sah ein, daß unglücklich der Staat ist, wenn die Mauern stehen, aber die Sitten sinken. Ihr jedoch wollt das Böse, das ihr begeht, nicht euch anrechnen; das Böse dagegen, das ihr erleidet, rechnet ihr den christlichen Zeiten an. Und doch ist es nur ein Werk unseres Gottes, daß ihr noch lebet, der eurer schonte, damit ihr euch bekehret und Buße thut (cap. 35).

Solches möge die erlöste Familie Christi den Feinden antworten. Es erhellt aus dem bisher Gesagten, daß die beiden Staaten: die civitas terrena und coelestis, in dieser Welt mit einander vermischt sind, bis sie beim letzten Gerichte getrennt werden. Die Darstellung der Entstehung, der Entwicklung und des Ausgangs beider soll der Inhalt des Werkes sein. Hierbei muß in Bezug auf solche, welche uns die Niederlage des Staates zur Last legen, jener Drangsale gedacht werden, welche Rom zu erleiden hatte, bevor die christliche Religion aufblühte. Weiter ist zu zeigen, warum Gott, in dessen Macht alle Reiche sind, die Ausbreitung des römischen Reiches zugelassen hat. Endlich werden jene in Betracht zu ziehen sein, welche zu sagen wagen, daß ihre Götter sogar wegen des zukünftigen Lebens zu verehren seien. Darnach wollen wir den Staat Gottes darstellen, die wahre Frömmigkeit und

den wahren Gottesdienst, welcher allein die Verheißung des ewigen Lebens besitzt (cap. 35 und 36).

Das zweite Buch, welches in logischer Ordnung gemäß der Aufgabe, die der heilige Autor sich am Schlusse des ersten Buches gestellt hat, die Übel, welche Rom vor dem Aufblühen des Christentums zu erleiden hatte, behandelt, beginnt mit folgenden sehr beachtenswerten Worten:

„Wenn die menschliche Gewohnheit sich nicht erkühnen würde, der klaren Wahrheit zu widerstehen, vielmehr ihre krankhafte Trägheit der heilsamen Lehre als einem Heilmittel unterwürfe, bis sie unter dem göttlichen Beistande durch den Glauben geheilt würde, so bedürfte es zur Besiegung einer vorgefaßten irrigen Meinung nicht vieler Worte. Weil aber jetzt gar zu groß die Krankheit unverständiger Seelen ist, in welcher sie ihre unvernünftigen Gedanken — selbst dann noch, wenn, soweit es der Mensch vermag, ihnen der Gegenbeweis geliefert ist — in allzu großer Blindheit, in der sie sogar das, was vor aller Augen liegt, nicht sehen, oder in der starrsten Hartnäckigkeit, in der sie auch das, was sie sehen, nicht gläubig annehmen, als auf Wahrheit beruhende verteidigen: so wird eine umfangreiche Behandlung selbst klarer Gegenstände zur Notwendigkeit. Und doch wo hätte der Streit seine Grenze, wenn man auf alle Einreden antworten wollte? Denn die nicht einsehen können, was man sagt, oder sich in ihrer Abneigung so verhärtet haben, daß sie auch dann nicht nachgeben, wenn sie es einsehen, sind in ihrem Wahne unheilbar. Wollte man demnach die Gegenreden so oft widerlegen, als jene Menschen eine eherne Stirn entgegenhalten, so wäre des Disputierens gar kein Ende. Deshalb — fährt der Heilige fort — mögen die Leser nicht verlangen, daß ich auf alle möglichen Entgegnungen, die sie stellen könnten, antworten soll. Sie dürften dann jenen gleichen, „die immer lernen, und nie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen" (2. Tim. 3, 7) (cap. 1).

Nach dieser Vorbemerkung fährt St. Augustinus weiter:

Man vergesse es nicht, daß ich es mit solchen zu thun

habe, aus deren Unwissenheit jenes Sprüchlein stammt: „Pluvia defit, causa Christiani.“ Freilich gibt es einige, die des Besseren überzeugt sind. Diese stellen sich aber, als wüßten sie es nicht, und reden dem großen Haufen ein, daß die Niederlage der Römer ihren Grund in der Ausbreitung des Christentums habe, wodurch ihre Götter verdrängt wurden. So laßt uns denn untersuchen, ob ihre Götter sie früher vor Übeln geschützt haben (cap. 3.)

Warum haben ihre Götter sie nicht vor der größten Unsittlichkeit als dem größten Übel bewahrt? Der wahre Gott hat mit Recht seine Hand von ihnen zurückgezogen, weil sie sich von ihm entfernt hatten. Warum aber haben ihre Götter sie nicht durch Gesetze zum guten Wandel angeleitet? Man erwidert allerdings: Schlecht ist jeder durch den eignen Willen. Das bestreitet niemand. Aber war es nicht die Pflicht der Götter, den ihnen ergebenen Völkern die Regeln des sittlich-guten Lebens nicht zu verheimlichen, vielmehr durch Sendboten die Sünder zu mahnen und zu strafen und den Guten Belohnungen zu verheißen? Allein wann ertönte dergleichen in ihren Tempeln? Nur obscöne Reden und Thaten nahm man da wahr, durch welche die Schamhaftigkeit aufs tiefste verletzt wurde. Oder mögen sie uns doch Orte nachweisen, an denen die Götter Züglung der Habsucht, der Ehrsucht und der Fleischeslust lehrten. Mögen sie nachweisen, an welchen Orten sittliche Lehren darüber vorgelesen wurden, wie es in unseren Kirchen geschieht (cap. 7).

Sie werden uns vielleicht die philosophischen Schulen entgegenhalten. Allein das sind ja nicht römische, sondern griechische Schulen. Auch sind ihre Lehren nur Erfindungen von Menschen, welche, mit scharfem Geiste begabt, erforschten, was in der Natur verborgen, was in den Sitten anzustreben, und was zu meiden sei. Zwar haben sie unter dem göttlichen Beistande manches Große erfunden. Wie groß sind jedoch auch ihre Verirrungen! Haben aber die Philosophen manche Anleitung zum guten und glücklichen Leben gegeben, verdienen sie nicht mit größerem Rechte göttliche Ehre, als jene

Götter? Wäre es nicht beſſer, daß in einem Tempel des Plato ſeine Schriften vorgeleſen, als daß in den Tempeln jener Dämonen all das ſchändliche Grauſame und grauſame Schändliche verübt werde? Doch alle Anbeter ſolcher Götter achten mehr auf die Thaten Jupiters, als auf die Lehren Platos und die Urteile Catos. Konnte es auch anders ſein? Die ſceniſchen Spiele ſind ja ſelbſt durch die Prieſter als die Diener der Götter in Rom eingeführt. Wer ſollte daher zur Richtſchnur ſeines Lebens nicht lieber jene Spiele nehmen, die auf göttliches Geheiß eingeführt ſind, als jene Geſetze, die auf menſchlicher Autorität ruhen? (cap. 11).

Auffallend iſt es jedoch, daß die Römer, während ſie meinen, daß die ſceniſchen Spiele den Göttern angenehm ſind, diejenigen, welche dieſe Spiele aufführen, der niederen, ehrloſen Klaſſe beizählen. Mehr Conſequenz iſt bei den Griechen, welche die Leute, die jene den Göttern wohlgefälligen Spiele aufführen, hochachten. Warum ſollten ſie auch die Prieſter ehren, durch welche ſie den Göttern Opfer darbringen, und die Sceniker verachten, durch die ſie lernen, in jenen Spielen den Göttern die von ihnen verlangte Ehre zu erweiſen? Beide ſind ja Diener der Götter.

Oder wenn ſie dieſe Spiele für unſittlich halten, warum verbieten ſie dieſelben nicht? Wie es aus Ciceros Schrift „über den Staat" hervorgeht, wollten ſie es nicht, daß man durch Dichtungen *ihrem* Rufe ſchade. Warum geſtatten ſie es denn, daß die Dichter völlige Freiheit in der Verunglimpfung der *Götter* haben? Folgt daraus nicht, daß ſie ihre Curie höher achten, als das Capitol?

Man wird antworten: Können wir die ſceniſchen Spiele verbieten, da die Götter ſelbſt ſie eingeführt haben? Hieraus geht aber hervor, daß ſolche Götter gar keine Verehrung verdienen, daß ſie vielmehr als *böſe Geiſter* zu verabſcheuen ſind, die als Ehrenbezeugungen offene Schandthaten verlangen. Wenn die Römer ſagen, den Menſchen, die zu Ehren der Götter jene Spiele aufführen, gebühre keine Achtung, ſo

folgern daraus die Christen mit Recht, daß auch solchen Göttern keine Verehrung gebühre (cap. 14).

Fürwahr höher zu achten ist Plato, der die Ausweisung von Poeten verlangt, welche Unsittlichkeiten verbreiten. Ihm göttliche Ehre zu erweisen, wäre ehrenvoller. Dem Plato sind keine Tempel gebaut; den Romulus, der zwar nur für einen Halbgott gilt, hat man über viele Götter gesetzt (cap. 16).

Es ist also klar, daß die Götter nicht durch Gesetze für das sittliche Leben sorgten, daß sie vielmehr in jeglicher Weise die gefährlichsten Leiden, die geistig-sittlichen Übel gefördert haben.

Doch vielleicht sind dem römischen Volk deshalb nicht positive Gesetze von den Göttern gegeben worden, weil — wie Sallust sagt — der Rechtsbegriff sich bei ihm mehr auf das Natur-Gesetz stützte? Auf diesem Rechtsbegriffe beruht wohl der Raub der Sabinerninnen, wohl auch die von Brutus erzwungene Abdankung des unbescholtenen Tarquinius Collatinus, sowie die Verurteilung des Marcus Camillus, der Rom von den gefährlichen Feinden, den Vejentern, befreite und darnach, durch die Mißgunst der Volkstribunen gezwungen, das undankbare Vaterland verließ (cap. 18).

Jener Sallust aber, der ihren Rechtsbegriff rühmt, führt als Grund der Eintracht und Sittlichkeit vor der Zerstörung Karthagos nicht die Liebe zur Gerechtigkeit, sondern die Furcht vor dem unsicheren Frieden an, weshalb Scipio Nasika die Erhaltung Karthagos, des Erzfeindes, anriet; — und gesteht, daß nach der Zerstörung dieser Stadt Zwietracht, Habsucht, Ehrgeiz und viele andere Übel einbrachen. Gab es schon so viele Übel, als Rom noch auf dem Glanzpunkt seiner Sittlichkeit stand, was soll man von jener Zeit sagen, in welcher der römische Staat nach dem Geständnisse des nämlichen Schriftstellers aus dem schönsten und besten der schlechteste und lasterhafteste geworden ist!

Die damaligen Übel schreiben sie nicht ihren Göttern zu. Warum legt man denn die gegenwärtigen Übel

Christo zur Last, der die Verehrung der falschen Götter verbietet und jede Lasterhaftigkeit verdammt?

Doch vielleicht ist es zu hart, den römischen Staat als schlecht und lasterhaft zu bezeichnen. So höre man Cicero, der durch die Begriffsbestimmung vom Staate nachweist, daß Rom aufgehört hat, ein Staat zu sein. „Staatswesen ist, sagt er, Volkswesen. Volk aber ist Gemeinschaft vieler, die sich auf Grund der Übereinstimmung im Rechte mit einander verbunden haben." Daraus folgert er, daß der Staat nur dann besteht, wenn er gut und gerecht regiert wird, sei es von einem Könige, sei es von wenigen Optimaten oder vom ganzen Volke. Sind dagegen der König, die Optimaten oder das Volk ungerecht, so ist die Gemeinschaft vieler nicht mehr Staat, weil ihr ein wesentliches Merkmal des Staates, nämlich die Gerechtigkeit fehlt.

Rom hat also nach der Begriffsbestimmung Ciceros schon lange vor Christi Ankunft das wesentliche Merkmal des Staates verloren. Ich gehe aber noch weiter und behaupte, Rom ist niemals ein Staat gewesen, weil in ihm nie die wahre Gerechtigkeit gewaltet hat (cap. 22).

Nach jenem Satze Ciceros war Rom als Staat schon längst untergegangen. Warum haben denn nicht die Götter durch Gesetze das Volk geschützt? Man wird vielleicht entgegen halten: die Götter haben den Staat deshalb verlassen, weil das Volk durch seine Unsittlichkeit die Götter von den Altären verdrängt hat. Dann klage man sich, aber nicht die christliche Religion an. Wo war jedoch die ganze Götterschar, als Rom lange vor der sittlichen Versunkenheit z. B. von den Galliern eingenommen wurde? Wahrscheinlich schliefen sie. Selbst das Capitol wäre den Feinden in die Hände gefallen, wenn nicht die Gänse anstatt der Götter gewacht hätten. Haben demnach die Götter das Volk nicht geschützt, als noch in ihm die Sitten blühten, haben sie die Sitten nicht durch Gesetze aufrechterhalten und dann ihren Beistand zurückgezogen, sobald die Sitten gesunken waren, zu

deren Förderung sie nicht beitrugen, so sind sie ganz nutzlos und verdienen keine Verehrung.

Hatten sie aber Ursache, sich vom unsittlichen Volke abzuwenden? Sie sind ja die Vorbilder der Unsittlichkeit, die Muster aller Schlechtigkeit. Wer wollte daher behaupten, daß die Götter als Freunde der Tugend Rom wegen der Lasterhaftigkeit der Bewohner verlassen haben? Es wäre für Rom ein Glück gewesen, hätten sie es gethan. Dann wäre es nicht so tief gesunken (cap. 27).

Von dem grausamen Joche dieser unreinen Mächte werden die Menschen durch den Namen Christi befreit und aus der Nacht der verderblichsten Gottlosigkeit zum Lichte der heilsamen Frömmigkeit geführt. Wach auf, du vornehmes Geschlecht der Römer; wir laden dich ein zum Eintritt in dieses Vaterland, in welchem dir der Eine wahre Gott eine Herrschaft geben wird ohne Ende. Wirf ab das Joch jener falschen Götter und kämpfe für die wahre Freiheit. Meide jene Gemeinschaft mit den Dämonen, wenn du gelangen willst in jenen glücklichen Staat, in welchem der Sieg die Wahrheit, die Würde die Heiligkeit, das Glück der Friede, das Leben die Ewigkeit ist (cap. 29).

Nachdem der heilige Augustinus zur Widerlegung des Vorurteils, daß durchs Christentum die Leiden herbeigeführt worden, welche Rom getroffen haben, die vor der Gründung der Kirche den Staat zerstörenden *geistigen* Übel als die gefährlichsten zuerst hervorgehoben hat, wendet er sich jetzt zu den *äußeren Drangsalen* des Volkes und geht im *dritten* Buche die römische Geschichte durch, um an die den verbreiteten Wahn widerlegenden Thatsachen zu erinnern.

Troja, die Mutter Roms, verehrte die nämlichen Götter und wurde dennoch nicht durch sie vor dem Untergange bewahrt. Freilich führen einige zur Verteidigung der Götter an, Lacomedons Eidbruch habe den Untergang Trojas herbeigeführt. Allein wenn die Götter die Trojanischen Meineide bestraft haben, warum zeigten sie sich denn gnädig den Römischen Meineidigen? Andere halten die Schandthat des Paris

für die Ursache von Trojas Falle. Aber die Götter sind ja die Meister und Lehrer der Sünde, nicht die Rächer.

Venus und Mars haben eine gleiche Schandthat begangen. Denn Venus ist die Mutter des Äneas, Mars der Vater des Romulus. Gesetzt dies wäre keine Dichtung, wenngleich Varro sie als solche bezeichnet: konnten dann wohl die Götter die Schandthaten der Menschen verabscheuen? Müßten sie nicht um so mehr den von Romulus begangenen Brudermord bestrafen? Wenn sie am Bösen Mißfallen haben, so hätte der Brudermörder den Haß der Götter mehr gegen die Römer als der Räuber einer fremden Frau gegen die Trojaner geweckt. Doch Ilion fällt — und die Götter ziehen zum Schutze nach Rom. Aber wenn sie das schuldbefleckte Troja verlassen haben, damit aus seiner Asche das keusche Rom erwächst, warum beschützten sie Troja nicht, als es in den späteren Bürgerkriegen zum Heile Roms dem ruchlosen Fimbria die Thore verschloß? Es hatte damals edel und treu gehandelt — und dennoch haben die Götter es nicht gerettet. Man sagt: die Götter wohnten schon in Rom, als Fimbria Ilion zerstörte. Dann sind sie gewiß in Ilion gewesen, als Rom von den Galliern eingenommen und angezündet wurde. Und weil sie sehr schnellfüßig sind und ein sehr feines Gehör haben, kehrten sie schnell auf das Geschrei der Gänse zurück, um wenigstens das Capitol zu retten. Denn zur Verteidigung der Stadt eilten sie zu spät herbei (cap. 9).

Numa Pompilius, der Nachfolger des Romulus, scheint sich ihrer besonderen Gunst erfreut zu haben. Denn während seiner Regierung wurden die Pforten des Janus geschlossen. In der That ist der Friede eine große Wohlthat und ähnlich der Sonne, welche über Fromme und Gottlose leuchtet. Sollte aber Rom diesen Frieden wohl den Göttern zu danken haben? Warum wird denn bis auf Augustus als ein großes Wunder kaum ein Jahr mitgeteilt, in welchem die Kriegsthore geschlossen werden konnten?

Man wird erwidern: durch die beständigen Kriege ist Rom zur Macht und Glorie gelangt. Allein ist nicht ein

mäßiger Körperbau, mit Gesundheit verbunden, besser als eine gigantische Größe, die beständig leidet? Roms Größe erregte Neid. Beständige Angriffe und gefährliche Verblutungen waren die Folge hiervon. Da hätten denn doch die Schutzgötter Roms die Feinde vernichten sollen, damit Rom im Frieden regieren könnte. Jedoch der Friede hing nicht von dem Willen der Götter, sondern von dem der benachbarten Menschen ab, und den Göttern blieb nichts übrig — als zu weinen. So weinte z. B. der Kumäische Apollo, als gegen die Achäer Krieg geführt wurde, ebenso wie Herkules den sterbenden Pallas beweinte, und Diana die Kamilla beklagte. Aber Rom vor den Greueln des Krieges zu bewahren, war das ganze Heer der Land-, Meer-, Quell- und Flußgötter, der unbekannten und bekannten, der Männer und Weiber nicht imstande (cap. 14).

Wenden wir uns nun zu den Nachfolgern des Numa. Unter Tullus Hostilius wurde Alba zerstört. Was war der Grund dieser Zerstörung? Nichts anderes, als die Herrschlust. In der Begierde nach Ausbreitung des Reiches triumphiert Rom über die Besiegung der befreundeten Stadt und nennt diese Schandthat eine ruhmvolle. Und auf welche Weise wird der Sieg erreicht? Es fallen die zwei Horatier und die zwei Curiatier. Der Sieger tötet im Rausche seine eigene Schwester. Wahrlich das Gefühl dieses einen Weibes war menschlicher, als das des ganzen römischen Volkes. Denn Rom frohlockt, aber den Nachkommen des Ascanius, den Enkeln des Jupiter bleibt die Klage. Die Götter dagegen sind die müßigen Zuschauer. Ähnliche Kriege führten die übrigen Könige; keiner von ihnen schloß die Kriegsthore.

Und welches Lebensende hatten die Könige selbst? Romulus soll freilich unter die Götter aufgenommen sein. Aber die römischen Schriftsteller selbst teilen uns mit, daß er vom Senate ermordet und eine ganz natürliche Sonnenfinsternis benutzt worden sei, um die unwissende Masse zu beschwichtigen. Gesetzt die Sonne hätte wirklich getrauert, so wäre das gerade ein Beweis jener Schandthat gewesen: so wie es in Wahr-

heit geschah, als der Herr durch die Grausamkeit und Gottlosigkeit der Juden gekreuzigt wurde. Daß diese Sonnenfinsternis nicht auf dem regelmäßigen Kreislauf der Gestirne beruhte, geht daraus hervor, daß damals das Passah der Juden war, welches beim Vollmonde gefeiert wird. Die reguläre Sonnenfinsternis kommt aber nur beim Neumond vor.

Und welches schreckliche Ende hatten die übrigen Könige außer Numa Pompilius und Ancus Marcius?

Tullus Hostilius wurde vom Blitze getroffen. Priscus Tarquinius wurde durch die Söhne seines Vorgängers ermordet; Servius Tullius, der beste König Roms, durch die Schandthat des Tarquinius Superbus getötet. Und noch ziehen die Götter nicht aus Rom? Nein, sie bleiben und sehen die Siege und den Ruhm des Mörders und gestatten es sogar, daß Jupiter, ihr König, in dem neu erbauten Tempel, dem Werke eines Vatermörders, seinen Thron aufschlägt. Zwar wurde auch Tarquinius vertrieben, aber nicht wegen jener Schandthat, sondern wegen eines in seiner Abwesenheit begangenen Frevels seines Sohnes. Dabei ist zu bemerken, daß er nicht der schändliche, grausame, sondern der stolze heißt, wahrscheinlich weil der Stolz der anderen seine königlichen Fasces nicht ertrug (cap. 16).

Wir kommen jetzt an jene Zeit, welche Sallust die Zeit des Rechts nennt. Sie beginnt mit einem traurigen Jahre. Brutus, der erste Consul, vertreibt seinen Amtsgenossen L. Tarquinius Collatinus. Warum? Um des bloßen Namens willen. Und auch Brutus fällt als ein Opfer des Krieges, nachdem er seine Söhne und die Brüder seines Weibes getötet hatte. Lucretius, der Nachfolger des Brutus, stirbt in demselben Jahre. Auf Collatinus folgt Valerius, auf Lucretius Horatius, so daß das eine Jahr fünf Consuln hatte. Von jetzt ab bis zum zweiten punischen Kriege begegnen wir nur einer Kette von äußeren und inneren Kriegen. Wo waren denn aber die Götter, als Rom von solchen Drangsalen

heimgesucht wurde? Wo waren sie, als Valerius bei der Verteidigung des Capitols getötet wurde? Wo waren sie, als Spurius Melius, der den Hunger der Menge stillte, von Quintus Servilius, dem magister equitum, getötet wurde? Wo waren sie, als das römische Heer so große und so häufige Niederlagen im Kampf mit den Vejentern erlitt, bis Furius Camillus zu Hilfe kam, der hernach das undankbare Vaterland verließ? Oder als die Gallier Rom einnahmen und zerstörten? Wo waren sie, als Rom durch pestartige Krankheiten aufgerieben wurde? Wo waren sie, als die beiden Consuln mit dem ganzen Heere von den Samnitern aufs schimpflichste behandelt wurden? Oder als die Lucaner, Brutier, Samniter, Etrusker und Gallier das römische Heer aufrieben? u. s. w. Wie groß waren ferner die Verluste im Kriege gegen Pyrrhus! Hierzu kommt Pest, Hungersnot, Überschwemmung (cap. 18).

In dem ersten punischen Kriege wurden herrliche Städte zerstört, weite und fruchtbare Gegenden verwüstet. Siege wechselten mit Niederlagen. Regulus, der große Bändiger der Punier, wurde aufs grausamste getötet. Wenn diese Grausamkeit die Götter nicht schamrot macht, dann ist es wahr, daß sie nur von Erz sind und kein Blut haben. Um dieselbe Zeit wurde Rom von einer Überschwemmung und von einer großen Feuersbrunst heimgesucht. Welche Niederlagen hat es ferner im zweiten punischen Kriege erlitten! Wie sehr wurde es von Hannibal bedrängt! Man denke nur an die Schlacht bei Cannä! Die Römer müssen selbst die Verbrecher und Sklaven zu Hilfe nehmen. Die grauenvollste That in diesem Kriege ist aber der Untergang der treuen Saguntiner. Da hätten doch die Götter helfen sollen: diese Schlemmer, die nur immer nach dem Fette der Opfer den Mund aufsperren, aber sich nicht um das Wohl und Wehe ihrer Verehrer kümmern.

Die Zeit zwischen dem zweiten und dritten punischen Kriege soll sich nach dem Zeugnisse Sallusts durch Sitte und Eintracht ausgezeichnet haben. Doch in dieser Zeit mußte Scipio, der Besieger Hannibals, das undankbare Vaterland

verlassen, wurde ferner durch Cajus Manlius die asiatische Üppigkeit eingeführt und die ungerechte lex Voconia gegeben.

Nach den punischen Kriegen zerfleischte sich Rom durch die Bürgerkriege. Den Anfang bildeten die Gracchenaufstände, hervorgerufen durch die Agrargesetze. Welchen Umfang diese Aufstände hatten, und welche tiefe Wunden sie Rom schlugen, ergibt sich schon daraus, daß nach der Tötung des jüngeren Gracchus der Consul Luc. Opimius 3000 Menschen niedergemetzelt haben soll (cap. 25).

Merkwürdiger Weise wurde an der Stelle, an welcher in dem Aufstande so viele Bürger fielen, der Concordia ein Tempel gebaut. Das war in der That eine Verspottung der Götter. Wäre Concordia im Staate gewesen, hätte Rom sich nicht zerfleischt. Ihr hätte man zur Strafe ein Gefängnis bauen sollen. Warum hat man nicht der Discordia einen Tempel errichtet? Wahrscheinlich hatte diese Göttin Rom so sehr beunruhigt, weil sie in ihm keinen Tempel hatte und hierin eine Geringschätzung und Zurücksetzung erblickte. Nach dem Bau des Concordientempels verdoppelte sich die Zwietracht: Lucius Saturnius, Cajus Servilius, Marcus Drusus suchten die Gracchen noch zu übertreffen. Sulla und Marius machten Rom zum Spielball ihrer herrschsüchtigen Pläne und blutigen Anschläge. Ein Wütrich wurde der Rächer des anderen. Kaum blieben einige übrig, über welche die Sieger herrschen konnten. Schon war der Gegner erlegen, aber das Blutbad hörte nicht auf. Denn der Friede wollte den Krieg an Grausamkeit überflügeln. Diese Bürgerkriege wurden fortgesetzt von Catilina, Pompejus, Cäsar, Antonius, Cäsar Augustus (cap. 30).

Hätte das Menschengeschlecht vor den punischen Kriegen die christliche Religion angenommen, und wären darauf jene Aufstände und Verheerungen gefolgt: das Christentum wäre dann als die Ursache hiervon angeklagt worden, wie man es auch jetzt als den Urheber der jüngsten Leiden bezeichnet. Aber die Götter anzuklagen, daran denkt niemand; und während das Bürgerblut fließt und die Eintracht und das

Glück Roms abstirbt, rauchen die Götzenaltäre und duften von sabäischem Weihrauche, und wird in den Tempeln geopfert, gespielt und getobt zu Ehren der Götter (cap. 31).

Nach der Beweisführung, daß Rom seit seinem ersten Aufkeimen an inneren und äußeren Übeln litt, und die Götter nicht imstande waren, diese Krankheiten und Drangsale von dem Staate abzuwenden, stellt der heilige Kirchenlehrer im vierten Buche die Frage auf: ob etwa Rom die Macht und Größe seinen Göttern zu danken habe.

Die Zahl der römischen Götter ist groß. Jeder Gott hat eine bestimmte Aufgabe, ein begrenztes Amt. Es muß daher untersucht werden, wer aus der Götterschar das römische Reich erweitert und erhalten hat. Man wird wohl eine Teilnahme an diesem ausgezeichneten und wichtigen Werke weder der Göttin Cloacina noch der Vulpia noch der Libentina noch der Cunina, der Wiegengöttin, einräumen wollen. Doch wer kann alle Götter und die einzelnen beschränkten Ämter derselben aufzählen! Wurde doch nicht einmal die Pflege des Landes einem Gotte anvertraut, sondern die Göttin Rusina erhielt das ebene Feld, die Berggipfel Jugatinus, die Hügel Collatina, die Thäler Valonia. Ja man wagte es nicht einmal, der Segetia allein den Schutz der Saaten zu überlassen. Sie machte man nur zur Beschützerin der reifenden Saaten. Das eingesäete Getreide, das noch unter Erde lag, mußte Sega und das schon eingesammelte Tutilina schützen. Noch mehr. Proserpina ward bestellt über das aufsprossende Getreide, Nodotus über die Knoten an den Halmen, Volutina über die Hülsen der Getreidekörner, Patelana über die aus den Hülsen hervorschießenden Ähren, Lacturnus über das in der Milch stehende Getreide, Matuta über das reifende, Runcina über das Gemähte. Man scheint den Göttern wenig zugetraut zu haben, sonst hätte man ihnen nicht so kleine Ämter angewiesen! Um ein anderes Beispiel anzuführen, müssen drei Götter übernehmen, was einem Pförtner anvertraut wird: Forculus übernimmt die Thür, Cardea die Thürangel und Limentinus die Schwelle (cap. 9).

Dieſe kleinen Götter haben gewiß zu Roms Größe nichts beigetragen. Aber wahrſcheinlich iſt die Herrlichkeit Roms Jupiters Werk, welchen man den König der Götter und Göttinnen ſein läßt, und von dem Virgil ſagt: Jovis omnia plena? Doch welchen Sinn hat dieſer Ausſpruch, wenn man Jupiter die Juno als Eheweib zur Seite ſtellt und die Luft als ihren Sitz bezeichnet, wenn man ferner Neptun als den Herrn des Meeres, Pluto als den Gott der Erde aufſtellt, und dem Meergott die Salacia, dem Pluto Proſerpina zur Gattin gibt? Kann da noch geſagt werden: Jovis omnia plena? Man wird erwidern: ich lege zu viel Wert auf die Fabeln und achte nicht auf die Wahrheit, welche ſich hinter der Fabel verberge. Jupiter ſei die Seele dieſer körperlichen Welt, die Lebenskraft, welche das Weltall erfüllt und bewegt, und die Götter ſeien nur verſchiedene Namen dieſes Einen Princips. So heiße der Eine Gott als die Lebenskraft im Äther insbeſondere Jupiter, in der Luft Juno, im Meere Neptun, in der unteren Region des Meeres Salacia, in der Erde Pluto, in der unterirdiſchen Welt Proſerpina, am häuslichen Herde Veſta, in der Schmiede Vulcan, in den Geſtirnen Sonne, Mond und Sterne, in den Weiſſagern Apollo, in den Weiſen Minerva, in der Ware Mercur, in der Zeit Saturn, im Kriege Mars und Bellona, in den Weinſtöcken Liber, in dem Getreide Ceres, in den Wäldern Diana. Auch fülle er die ganze Schar der plebeiſchen Götter aus — es wird nämlich unterſchieden: „dii selecti“ und „quasi plebeia numinum multitudo.“ Er öffnet den Mund zum Wimmern und heißt dann Vaticanus; er ſchützt die Wiege und heißt dann Cunina; als die göttliche Rumina ſäugt er die Kinder; von der Furcht der Kinder erhält er den Namen Paventia, von dem Vergnügen Volupia, von dem Handeln Agenoria, von dem Antrieb zum Handeln Stimula. Numeria heißt er als Rechenmeiſter, Camöna als Singlehrer, Conſus als Ratgeber, Fortuna Barbata, inſofern er den Bart wachſen läßt u. ſ. f. Alle dieſe Götter und Göttinnen ſollen der eine Jupiter ſein, oder wie einige wollen: ſeine Teile,

seine Kräfte. Gesetzt dem wäre so: was würde man verlieren, wenn man in verständiger Zusammenfassung dieser Kräfte den Einen Gott anbeten würde? Wollte man dann etwa befürchten, daß man bei der Anbetung der Einen Gottheit einzelne Teile derselben vernachlässigen und zum Zorn reizen würde? Das wäre eine Thorheit. Vielmehr ist bei jener grenzenlosen Zerstücklung des Cultus die Gefahr der Vernachlässigung einzelner Götter als Kräfte unausbleiblich (cap. 12).

Allein wenn Gott die Weltseele, die Welt sein Leib ist, so gibt es nichts, was nicht göttlich ist. Wer wollte nicht einsehen, zu welcher Gottlosigkeit diese Lehre führt? Würde ja z. B. bei der Tötung eines lebenden Wesens ein Teil der Gottheit getötet werden! Oder ist der Mensch göttlicher Natur, so würden, wenn der Knabe Schläge erhält, diese einen Teil der Gottheit treffen! Fürwahr, es bleibt nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß alle Götter ihr eignes Leben haben, und nicht die Teile und Kräfte des Einen Gottes sind. Von diesen kann jedoch nur Jupiter als ihr König das römische Reich zum Glanze und Ruhme gebracht haben. Denn alle übrigen Götter werden durch ihre eigenen Beschäftigungen vollends in Anspruch genommen.

Hier kann die Frage aufgestellt werden, warum das Reich selbst nicht irgend ein Gott ist, da ja auch Victoria als eine Göttin bezeichnet wird? Oder was bedarf es Jupiters, wenn Victoria gnädig ist? Wo diese Göttin waltet, da werden selbst wider Willen Jupiters die Völker unterjocht und die Grenzen des Reiches erweitert (cap. 15.)

Vielleicht wird man sagen, daß Jupiter die Göttin Victoria aussendet und durch diese Botin zum Siege führt. Darin liegt eine Wahrheit. Doch nicht Jupiter, der nur der erdichtete König der Götter ist, verleiht den Sieg, sondern jener wahre König der Welt sendet zwar nicht die Victoria, die keine Substanz hat, sondern seinen Engel und läßt siegen, wen er will. Victoria aber als Göttin kann dem Willen Jupiters widerstehen, und darum hängt das Glück des Staates nicht von ihm, sondern von ihr ab, falls sie eine Göttin ist. Doch

Felicitas ist ja selbst eine Göttin, und zwar viel mächtiger, als Jupiter. Denn ihr hat Jupiter den Königsthron zu danken. Was bedarf es der anderen Götter, wenn Felicitas schützt und segnet? Ihr allein hätte man Tempel bauen sollen, sie allein anbeten, zu ihr allein flehen, daß sie gnädig sei. Denn Roms Größe war in ihrer Hand. Allein die anderen Götter wurden ihr vorgezogen, und erst sehr spät weihte man ihr einen Tempel (cap. 24).

Hiergegen wird man einwenden: Alle jene Götter bezeichnen nur göttliche Gaben. Weil man jedoch weiß, daß dieselben von irgend einem Gotte gespendet werden, sein Name aber unbekannt ist, so benannte man mit den sächlichen Namen die Götter, welche die betreffenden Gaben spenden, ohne daß man diese Gaben selbst vergöttert. Wenn man daher das Glück eine Göttin nennt, so will man darunter nur die Gottheit verstehen, von welcher das Glück abhängt.

Vortrefflich! Bete man dann auch nur den Gott an, der das Glück verleiht, und verschmähe man das Getöse der unzähligen Dämonen! Wenn die Glückseligkeit genügt, und wer wollte noch mehr verlangen — der diene dem Einen wahren Gott, der glückselig macht. Dieser aber ist nicht Jupiter: das räumen selbst die Römer ein. Denn hätten sie *ihn* für den Spender des Glücks gehalten, so hätten sie nicht eine andere Gottheit mit dem Namen Felicitas bezeichnet (cap. 26).

Die Götterlehre wurde selbst von gelehrten Heiden als eine *Erdichtung* erachtet. Scävola z. B. unterschied eine dreifache Götterlehre: Die eine sei von den Dichtern, die zweite von den Philosophen, die dritte von Leitern des Staates überliefert worden. Die erste nennt er die *nichtswürdige*, weil die auf die Götter bezüglichen Erdichtungen viel Unwürdiges enthalten.

Die zweite eigne sich nicht für den Staat, weil sie manches Überflüssige und anderes, was für das Volk zu wissen schädlich ist, in sich schließt. So sei es fürs Volk schädlich zu wissen, daß Herkules, Äskulap, Castor, Pollux nicht Götter, sondern Menschen gewesen seien. Demnach hat nach dem

Geständnisse dieses heidnischen Priesters die Volksreligion ihre Wurzel und Festigkeit im Betruge.

Ferner läßt Cicero, der die ganze Weissagerkunst verlacht, den Q. Lucilius Balbus sagen: wir kennen die Gestalt der Götter, ihr Alter, ihre Kleidung, ihre Begierden, Gebrechen und Kriege. Dies alles ist nichts anderes, als eitler Wahn. Nicht nur die Philosophen, sondern auch die Vorfahren haben den Aberglauben von der Religion unterschieden. Diejenigen, welche ganze Tage hindurch den Göttern Gebete und Opfer darbrachten, seien Abergläubische genannt worden. — Ist aber dem so, dann sind auch diejenigen abergläubisch gewesen, welche die Verehrung der Götter angeordnet haben. Darum danken wir Christen Gott dem Herrn, der diesen Aberglauben durch die tiefste Demut Christi, durch die apostolische Verkündigung, durch den Glauben der Märtyrer, die für die Wahrheit das Leben hingaben, nicht nur in den frommen Herzen, sondern auch in den abergläubischen Tempeln zerstört hat (cap. 31).

Fürwahr Gott, der Urheber der Glückseligkeit, Er, der einzige und wahre Gott, schenkt die irdischen Reiche Guten und Bösen, und zwar nicht von ungefähr und nach Zufall, eben weil Er Gott ist und kein Zufall. Er gibt auch die Glückseligkeit, aber nur den Guten. Diese können Sklaven und Könige besitzen. Vollkommen wird sie jedoch erst in jenem Leben sein, in welchem es keine Sklaven gibt (cap. 34).

Damit aber erkannt werde, daß auch die irdischen Güter, nach denen nur die jagen, welche nichts Besseres kennen, von dem Einen Gott abhängen, und nicht von den vielen falschen Göttern, welche die Römer verehren zu müssen glaubten, hat Er Sein auserwähltes Volk in Ägypten vermehrt und durch Wunderzeichen befreit. Ohne Anrufung der Lucina, Rumina, Cunina, Educa, Potina und des Priapus ist die zahlreiche Jugend herangewachsen. Ohne Anrufung des Neptun hat sich das Meer beim Durchgange der Israeliten geteilt und die Feinde in seinen Tiefen begraben. Ohne Verehrung einer Göttin Mannia haben sie das Manna vom

Himmel empfangen; ohne Anbetung des Mars und der Bellona haben sie Kriege geführt und den Sieg errungen. Ohne Segetia haben sie die Saaten, ohne Bubona Rinder, ohne Mellona Honig, ohne Pomona Obstfrüchte und überhaupt alles, wofür die Römer die große Schar der falschen Götter anflehen zu müssen glaubten, von dem Einen wahren Gott empfangen. Und wenn sie nicht gesündigt hätten durch den Abfall zum Götzendienste und durch die Kreuzigung Christi: ihr Reich würde noch bestehen. Und auch darin, daß sie jetzt über die ganze Erde ausgestreut sind, zeigt sich die Vorsehung des Einen wahren Gottes. Denn dadurch werden zugleich ihre Schriften verbreitet, aus denen nachgewiesen werden kann, wie lange die Zerstörung der Bilder und Tempel der falschen Götter vorhergesagt ist, damit man nicht etwa, wenn es in **unseren** Büchern gelesen würde, meinte, es sei **unsere Erdichtung** (cap. 34).

Im engen Anschlusse an die vorhergegangene Darstellung und Beweisführung, wonach das römische Reich seinen Glanz und Umfang nicht den falschen Göttern, sondern dem Einen wahren Gott zu danken hat, widerlegt der heilige Vater im fünften Buche zunächst die Ansicht, daß das Leben der Einzelnen und die Entwicklung der Gesamtheit vom Fatum abhänge, und liefert den Beweis, daß Roms Größe allein in dem freien Willen des Einen Gottes lag.

Die dem Fatum huldigen, lassen entweder die Gestirne einen Einfluß ausüben auf das Leben und die Geschicke der Menschen — diese finden ihre Widerlegung in den Capiteln 1—8; oder aber sie halten den Willen des höchsten Gottes für das leitende Princip und legen diesem das Leben Einzelner und der Gesamtheit gestaltenden Willen den Namen Fatum bei. Cicero glaubte diese Ansicht vom nötigenden Willen Gottes nicht anders bekämpfen zu können, als durch die Leugnung des göttlichen Vorherwissens, weil er dafür hielt, daß durch die Präscienz Gottes der freie Wille des

Menschen aufgehoben werde. Er macht nämlich folgenden Schluß: Wenn es ein Vorherwissen des Zukünftigen gibt, so muß dieses in der Ordnung eintreten, in der es Gott als zukünftig vorherweiß. Ist die Ordnung der Dinge bestimmt, so auch die Ordnung der Ursachen. Denn es kann nichts geschehen, dem nicht irgend eine bewirkende Ursache vorhergeht. Ist aber die Ordnung der Ursachen bestimmt, wodurch alles geschieht, so geschieht alles durch das Fatum. Der freie Wille des Menschen ist dann aufgehoben, und vergeblich werden Gesetze gegeben, vergeblich Ermahnungen, Ermunterungen, Warnungen angewendet. Es bleibt also nichts anderes übrig, als das Vorherwissen zu wählen und dann den freien Willen des Menschen zu leugnen, oder aber den freien Willen anzunehmen und die Präscienz zu verwerfen. Cicero entschied sich für das Letztere. Allein hiermit hat er zugleich das Dasein Gottes geleugnet. Denn ohne Vorherwissen kann es keinen Gott geben. Wir glauben fest, daß Gott alles, was wir thun, vorherweiß, und befürchten dennoch nicht, daß unser Leben und Handeln auf Notwendigkeit beruht.

Es ist wahr, daß allem, was geschieht, eine bewirkende Ursache vorausgehen muß. Jedoch ist nicht jede Ursache nötigend. Von Gottes Willen hängt allerdings der Wille der kreatürlichen Wesen ab, weil Gott denselben geschaffen hat. Wenn aber Gott unsern Willen selbst geschaffen hat, so wollte er zugleich, daß das, was wir thun, auf unserem freien Willen beruhe (cap. 10).

Die Stoiker behaupten freilich, daß unser Wille nicht frei, sondern der Notwendigkeit unterworfen sei. Ist aber dasjenige notwendig, was nicht in unserer Macht ist und eintritt, wenn wir es auch nicht wollen, so ist klar, daß unser Wille nicht unter der Notwendigkeit steht. Denn wir thun vieles, was wir nicht thun würden, wenn wir es nicht wollten. Dahin gehört vor allem das Wollen selbst. Denn wenn wir wollen, tritt es ein; wenn wir nicht wollen, tritt es nicht ein. Wenn wir also wollen, wollen wir mit freiem Willen. Wenn nun Gott vorherweiß, was in

unſerem Willen geſchehen wird, ſo liegt darin ſchon die freie Thätigkeit des Willens, weil es ja bei der Regierung der freien Thätigkeit kein Vorherwiſſen deſſen, was von unſerem Willen abhängen werde, geben kann. Durch das Feſthalten des freien Willens werden wir demnach keineswegs zur Leugnung der göttlichen Präſcienz genötigt (cap. 11).

Von der Präſcienz iſt jedoch die göttliche Providenz zu unterſcheiden. Gott, mit Seinem Worte und dem heiligen Geiſte, welche drei Eins ſind, Ein Gott, der Schöpfer des Weltalls, der den Menſchen als ein vernünftiges Weſen aus Geiſt und Leib gebildet hat, der Allen, Guten und Böſen, Daſein, mit den Bäumen vegetatives, mit den Tieren ſenſibles, mit den Engeln intellectuelles Leben gegeben hat, leitet durch die Geſetze ſeiner Providenz die Reiche der Menſchen. Es fragt ſich daher, warum Gott, in deſſen Macht die irdiſchen Reiche ſind, Rom zu ſolcher Macht und Größe gelangen ließ.

Die vorchriſtlichen Völker hatten mit Ausnahme der Hebräer die Anbetung des wahren Gottes mit dem Götzendienſte vertauſcht und den Dämonen Altäre gebaut. Die religiöſe Verſunkenheit hatte aber eine ſittliche Verkommenheit zur Folge. Damit viele Völker aus der ſittlichen Tiefe gehoben würden, ſchenkte Gott einem Volke Macht, welches der Ehre und des Ruhmes wegen die Begierden zügelte. Die alten Römer nämlich zeichneten ſich durch eine höhere Stufe der Sittlichkeit aus. Die Seele des ſtaatlichen Lebens bei ihnen war die Ruhmſucht, die Ehrſucht. Ruhm und Ehre wollten ſie jedoch nach dem Zeugniſſe Salluſts nicht durch Trug und Liſt erringen, ſondern auf dem rechten Wege der Tugend. Durch die Hauptleidenſchaft wurden alſo die übrigen Leidenſchaften niedergedrückt. Weil demnach die Triebfeder zum Tugendleben irdiſch war, konnte der Lohn hierfür nicht das ewige, himmliſche Leben ſein, wohl aber ward ihnen für die Beherrſchung der Begierlichkeit um irdi-

scher Zwecke willen — entsprechend dem Ausspruche des Herrn St. Matth. 6, 2 — ein irdischer Lohn zu teil.

Anders ist der Lohn der Heiligen, die selbst Schmach ertragen für den Staat Gottes, welcher von denen gehaßt wird, die diese Welt lieben. Dieser Staat ist ewig. Hier ist wahre und vollkommene Glückseligkeit. Hier geht die Sonne nicht über Gute und Böse auf, sondern die Sonne der Gerechtigkeit schützt nur die Guten. Hier findet kein Streben nach Bereicherung des Staatsschatzes statt, wo der allgemeine Schatz der Wahrheit ist.

Auch darum hat das römische Reich so weite Grenzen erhalten, damit die Bürger jenes ewigen Staates, so lange sie auf Erden wandeln, durch die Anschauung jener von den Römern gegebenen Beispiele erkennen, welche Liebe dem himmlischen Vaterlande um des ewigen Lebens willen gebühre, wenn das irdische Vaterland von seinen Bürgern so sehr geliebt worden ist um des menschlichen Ruhmes willen (cap. 17).

Wir sehen, wie viel sie verachtet, erduldet, und wie sie die Leidenschaften niedergedrückt haben um des Ruhmes willen. Von dem Beweggrunde sehen wir ab. Denn menschliche Ehre ist ein Dunst ohne Gewicht. Aber in dem, was sie Gutes gethan, sind sie uns ein Beispiel. Wenn der Staat, in welchem uns die Herrschaft verheißen ist, sich so weit von dem irdischen unterscheidet, wie viel der Himmel von der Erde unterschieden ist, das ewige Leben von zeitlicher Freude, die Gemeinschaft der Engel von der Gemeinschaft der Sterblichen und von dem Lichte der Sonne und des Mondes das Licht dessen, der Sonne und Mond geschaffen: so haben die Bürger eines solchen Vaterlandes wahrlich wenig gethan, wenn sie, um in denselben einzugehen, ein gutes Werk verrichten oder einige Leiden ertragen, da schon jene für das irdische Vaterland so viel gethan, so viel erduldet (cap. 18)!

Wenn z. B. Camillus das undankbare Vaterland, von dessen Nacken er das Joch der bittersten Feinde hinweggenommen hat, obgleich verurteilt, von dem Galliern befreit,

warum wollte sich der einer besonderen That rühmen, der, wenn er etwa in der Kirche von fleischlichen Feinden ein schmähliches Unrecht der Entehrung erlitten hat, sich nicht zu den häretischen Feinden der Kirche wendet, sondern sie vielmehr, so weit er es vermag, von der verderblichen Verkehrtheit der Häretiker befreit?

Wenn die Decier sich aus Liebe zum Staate hinopferten, so werden sich die heiligen Märtyrer gewiß nicht brüsten, als hätten sie durch ihre That das himmlische Vaterland erobert, wenn sie bis zur Hingabe ihres Blutes nicht nur ihre Brüder, für welche es vergossen wird, sondern auch ihre Feinde mit ihrer Liebe umfassen. Wenn Regulus, um nicht den Eid zu brechen, von Rom zu den Feinden zurückkehrte, und von diesen aufs grausamste getötet wurde, warum sollten wir uns fürchten, für den Glauben jenes Vaterlandes Martern zu erleiden, zu dessen Glückseligkeit der Glaube führt?

Oder was vergelten wir denn dem Herrn für alles, was Er uns gegeben hat, wenn wir für die Treue, die wir Ihm schulden, das erdulden, was Regulus für die Treue, die er den gefährlichsten Feinden schuldete, erduldet hat? Oder welcher Christ wollte sich seiner freiwilligen Armut rühmen, wenn er liest, daß Valerius so arm war, daß ihn das Volk beerdigen lassen mußte? Andere Beispiele, die Vergleichungspunkte darbieten, sind: Brutus, Torquatus, Mucius, Curtius, M. Pulvillus, Cincinnatus, Fabricius. Durch diese Beispiele werden wir beschämt, wenn wir für den Staat Gottes nicht thun wollten, was jene für den irdischen Staat gethan, und werden vor Stolz bewahrt, wenn wir es thun (cap. 19).

Allein haben wir auch etwas gesagt, was uns offenbar zu sein schien, so übersteigt es doch unsere Kräfte, die Geheimnisse der Menschen und die Verdienste der Reiche zu ermitteln. Gott allein ist's, der die Größe und die Grenzen Roms erweitern ließ, so weit Er wollte. Er gibt den Thron den Guten wie den Bösen: dem Cäsar wie dem Marius, dem Nero wie dem Augustus, den Vespasianen: Vater und Sohn, wie dem Domitian, dem christlichen Constantin wie

dem apostasierten Julian. Wir können die Ratschlüsse Gottes nicht erforschen.

Nachdem denen gegenüber, welche meinen, daß die Götter um des irdischen Lebens willen verehrt werden müssen, in den vorliegenden fünf Büchern gezeigt worden, daß die ganze Schar der falschen Götter nichts zum zeitlichen Glücke beigetragen hat, ist nun denen zu antworten, welche dieselben um des ewigen Lebens willen anbeten zu müssen glaubten (cap. 26).

Mit dem sechsten Buche beginnt ein neuer Abschnitt in der Polemik, der sich gegen die wendet, welche den Götzendienst um des ewigen Lebens willen für notwendig erachten.

Aus dem vierten Buche ist ersichtlich, daß die Macht und der Schutz der einzelnen Götter sich nur auf einzelne Gegenstände bezieht. Hieraus folgt, daß es die größte Thorheit wäre, das ewige Leben von solchen Göttern zu erwarten, die so geringe Teile unseres zeitlichen Lebens und dessen, was mit demselben in einem Zusammenhange steht, zu pflegen und zu schützen vermögen, so zwar, daß es nur für eine Possenreißerei gelten würde, wenn man von dem einen etwas verlangen wollte, was unter dem Schutze des andern steht. Wenn es z. B. ein Wahn wäre, von der Ceres Wein, von Liber Brot, vom Vulcan Wasser, von den Lymphen Feuer zu verlangen, wäre es nicht ein um so größerer Wahnwitz, sie um das ewige Leben anzuflehen? Wahrlich, waren sie, wie gezeigt worden, nicht imstande, den Sterblichen sterbliche Reiche zu geben, so vermögen sie um so weniger aus Sterblichen Unsterbliche zu machen (cap. 1)!

Marcus Varro, den Cicero und Terenz für den gelehrtesten und scharfsinnigsten Schriftsteller halten, und der so viel gelesen, daß man sich wundern muß, wenn ihm noch eine Zeit zum Schreiben übrig blieb, und so viel geschrieben, daß man seine Schriften kaum lesen kann, — hätte, wenn er ein Feind der göttlichen Dinge, von denen er schreibt, gewesen wäre und dieselben als Aberglauben hätte bezeichnen wollen, kaum so viel Lächerliches und Verabscheuungswürdiges

ſchreiben können. Man kann dieſes nur ſo erklären, daß der Druck der römiſchen Geſetze eine offene Sprache verhinderte, und Varro daher unter dem Deckmantel der Anpreiſung der Religion das, was er erkannte, habe veröffentlichen wollen (cap. 2).

Er ſchrieb 41 Bücher der Antiquitäten, von denen er die erſten 25 den menſchlichen und die folgenden 16 den göttlichen Dingen widmete. Warum er die menſchlichen Dinge vor den Göttlichen behandelt, erklärt er in folgender Weiſe: „Wie der Maler früher da iſt, als das Gemälde, und der Baumeiſter früher, als das Gebäude, ſo ſind die Staaten früher da, als das, was von ihnen angeordnet iſt.“ Durch dieſe Erklärung aber bezeichnet er unverkennbar die göttlichen Dinge als Erdichtungen der Menſchen (cap. 5).

In dieſem Werke teilt er die Theologie in die mythiſche, phyſiſche und bürgerliche oder ſtädtiſche. Die mythiſche, welche von den Dichtern gepflegt wird, enthalte viel Unwürdiges und der Natur der Unſterblichen Angedichtetes. Dahin gehören z. B.: die Geburt des einen Gottes aus dem Haupte, aus dem Schenkel oder aus den Blutstropfen, oder die Leidenſchaften und Schandthaten der Götter. Die phyſiſche, welche von den Philoſophen ausgebildet worden, behandeln das Daſein, den Ort, die Beſchaffenheit der Götter; ferner die Frage, ob die Götter einen Anfang haben oder ewig ſind, ob ſie aus dem Feuer ſind, wie Heraklit meint, oder aus den Zahlen, wie Pythagoras annimmt, oder aus den Atomen wie Epikur behauptet. An dieſer Theologie findet Varro nichts Tadelnswertes außer den unter den Philoſophen beſtehenden Parteiungen und Sekten. Dennoch will er ſie nur auf die Schule beſchränkt wiſſen, wogegen er der lügenhaften und ſchandvollen mythiſchen Theologie Eingang und Pflege im Volke geſtattet. Die bürgerliche iſt diejenige, welche die Bürger, beſonders aber die Prieſter kennen und handhaben ſollen. Sie umfaßt die öffentliche Verehrung der Götter und die Beſchaffenheit und Arten der Opfer. Die erſte — ſagt er ferner — eigne ſich für das Theater, die

zweite für die Welt, die dritte für die Stadt. Wer wollte nicht einsehen, welcher der Vorzug gebühre? Offenbar der zweiten. Es fragt sich aber noch, in welchem Verhältnisse die dritte zur ersten steht? Hat sie einen von dieser verschiedenen Inhalt? Offenbar kann es geschehen, daß in der Stadt nach falschen Grundsätzen das verehrt wird, was in der Welt oder außer der Welt keine Wirklichkeit hat. Aber wo ist denn das Theater, wenn nicht in der Stadt? Wer hat das Theater gebaut, wenn nicht die Einwohner der Stadt? Wozu ist es gebaut, wenn nicht um der scenischen Spiele willen? Die scenischen Spiele aber wurden zu den göttlichen Dingen gerechnet (cap. 6).

Richten wir zunächst unser Augenmerk auf die mythische und bürgerliche Theologie. Von den Theatergöttern, die nach dem Geständnisse Varros von den Poeten erdichtet worden sind, wird wohl kein verständiger Mensch das ewige Leben erwarten. Ebenso wenig kann uns die bürgerliche Theologie eine Aussicht auf das ewige Leben eröffnen. Denn diese ist nichts weiter, als die ins religiöse Leben des Volkes eingegangene mythische Theologie. Auf dem Theater werden dieselben Götter verlacht, die in den Tempeln verehrt werden. Und denselben Göttern werden die scenischen Spiele geweiht, denen Opfer dargebracht werden. Die mythische oder fabelhafte Theologie streut die Lügen aus, die bürgerliche sammelt sie ein. Jene besingt die Schandthaten der Götter, diese liebt sie. Jene erdichtet, diese bemüht sich, die Erdichtung als glaubwürdig und wahr darzustellen oder ergötzt sich am Falschen. Beide sind schändlich, verabscheuungswert. Aber jene, die Theatertheologie, stellt die Schändlichkeit offen dar; diese, die städtische, schmückt sich mit der Schändlichkeit jener. Kann man wohl das ewige Leben von dort her erwarten, wo sogar das kurze zeitliche Leben befleckt wird? (cap. 7)

Die bürgerliche Theologie erscheint demnach als ein Teil der mythischen. Oder — sollte man die enge Verwandtschaft beider leugnen wollen — haben etwa nur die Dichter einen bärtigen Jupiter und unbärtigen Merkur, nicht auch die

Prieſter? Gelten Saturn, der Greis, und Apollo, der Jüngling, als Perſonen nur bei Schauſpielern, nicht auch in den Tempeln? Iſt etwa nur die Theater-Diana eine Jagdliebhaberin, die ſtädtiſche dagegen einfach Jungfrau? Iſt nur der ſceniſche Apollo ein Citherſpieler, und nicht der delphiſche? Dieſe und andere Erdichtungen hätte man von der Volkstheologie fern halten ſollen (cap. 8).

Einige geben der Götterlehre eine phyſiologiſche Deutung, und geſtalten dadurch die Theologie zur Phyſiologie um. Unzweifelhaft iſt der wahre Gott Seiner Natur nach Gott. Aber keineswegs iſt die ganze Natur Gott. Es gibt auch eine Natur des Menſchen, des Tieres, Baumes, Steines, welche nicht göttlich iſt. Wenn dagegen der Hauptſatz jener Erklärungsweiſe darin beſteht, daß die Mutter der Götter die Erde iſt, was bedarf es dann noch einer weiteren Unterſuchung? Was könnte wohl die Behauptung, daß alle jene Götter Menſchen geweſen ſind, mehr beſtätigen? Denn iſt die Mutter der Götter die Erde, ſo ſind die Götter ſelbſt Erdenkinder, Erdenbewohner. In der wahren Theologie jedoch iſt die Erde das Werk Gottes, und nicht Seine Mutter.

Wenn die fabelhafte Theologie mit allen derartigen haltloſen Erklärungen getadelt und verworfen wird, ſo verdient auch die bürgerliche kein beſſeres Los. Denn beide ſind fabelhaft, beide bürgerlich. Beide erkennt derjenige als fabelhaft, der den Wahn und die Schändlichkeit beider einſieht; beide erkennt der als bürgerlich, der die ſceniſchen Spiele, welche zur fabelhaften Theologie gehören, unter den religiöſen Gebräuchen und Feſtlichkeiten der Städte findet. Deshalb muß ſowohl den Göttern der fabelhaften als auch der bürgerlichen Theologie die Macht der Verleihung des ewigen Lebens abgeſprochen werden (cap. 9).

Der Grund, durch welchen Varro zur Abſonderung der bürgerlichen von der mythiſchen Theologie veranlaßt wurde, beſtand darin, daß die Geſetze ihn in der Darſtellung der Haltloſigkeit der Volksreligion hinderten, und er daher die

Theologie nur scheinbar in die fabelhafte und bürgerliche teilte, um bei der ersten die Lüge und Abscheulichkeit des Götzendienstes auszusprechen, was er jedoch auf die bürgerliche bezogen wissen wollte. Größere Freiheit im Schreiben genoß Annäus Seneca. Er tadelte in dem Buche, welches er gegen den Aberglauben abfaßte, die bürgerliche Theologie heftiger, als Varro die fabelhafte. „Die Unsterblichen — sagt er — hüllt man in die Gestalt von Tieren und Menschen und nennt sie Gottheiten: sie, die man, wenn sie belebt erscheinen würden, für Ungeheuer halten würde." — Ferner: „Einmal im Jahre unsinnig zu sein, wäre noch erträglich. Ich gehe aber ins Capitol und muß mich der öffentlichen Raserei schämen. Der Eine flüstert dem Gott die Namen ein, der Andere verkündet dem Jupiter die Stunden; ein Anderer ist der Lictor, noch ein Anderer der Salber, der in eitler Bewegung der Arme den Salbenden nachahmt. Da sind einige, die der Juno und der Minerva die Haare ordnen und weit von dem Tempel stehend, nach der Weise der ausschmückenden Frauen die Finger bewegen; wiederum einige, die den Göttern einen Spiegel vorhalten oder die Götter zu ihren Terminen einladen. Ein gewandter abgelebter Erzpantominist spielte täglich im Capitol seine Rollen, als ob die Götter es gerne sähen."

„Solche Gebräuche — fügt Seneca hinzu — wird ein verständiger Mensch nur beobachten, weil sie einmal durch die Gesetze angeordnet, aber nicht weil sie den Göttern angenehm sind". (cap. 11.)

Aus dem Vorstehenden leuchtet ein, daß weder die fabelhafte noch die bürgerliche Theologie zur Hoffnung auf ein ewiges Leben berechtigen kann. Wem das Gesagte nicht genügen sollte, der nehme hinzu, was in den früheren Büchern und besonders im vierten Buche über Gott als den Geber der Glückseligkeit gesagt worden ist. Die Götter können nicht Glückseligkeit verleihen und eben deshalb auch nicht das ewige Leben. Denn das ewige Leben ist nichts anderes, als die endlose Glückseligkeit. Wenn die

Seele in ewiger Strafe lebt — wie jene unreinen Geister, die man für Götter hält —, so ist das viel mehr ein ewiger Tod, als ein ewiges Leben. Denn es kann keinen schrecklicheren Tod geben, als wo der Tod nicht stirbt. Und da die Natur der Seele deshalb, weil sie unsterblich geschaffen ist, nicht ohne Leben sein kann, so ist ihr furchtbarster Tod die Abtrennung von dem Leben Gottes in der Ewigkeit der Strafe. Das ewige, d. i. endlos glückliche Leben gibt also nur Der, der die wahre Glückseligkeit gibt: und dieser ist der wahre Gott (cap. 12).

Es könnte mancher die Untersuchung darüber, ob durch den Cult solcher Götter die Glückseligkeit des ewigen Lebens erreicht wird, als noch nicht erschöpft erachten, weil bis dahin nicht jener Götter gedacht ist, welche Varro in seinem Buche als die auserlesenen hervorhebt. Diese finden in dem siebenten Buche eine ihnen gebührende Beachtung (cap. 1).

Als die auserlesenen Götter bezeichnet Varro den Janus, Jupiter, Genius, Mercur, Apollo, Mars, Vulcan, Neptun, Sol, Orcus, den Vater Liber, die Tellus, Ceres, Juno, Luna, Diana, Minerva, Venus, Vesta. Warum wurden diese von den anderen Göttern abgesondert? Etwa weil sie sich durch einen größeren Wert und Umfang ihres Waltens in der Welt auszeichnen? Keineswegs. Es werden ihnen die geringfügigsten Werke zugewiesen, wogegen andere Götter, die man den plebeischen beizählt, wie z. B. Virtus, Felicitas, Fortuna einen Vorrang über die Macht und Thätigkeit jener behaupten. Oder zeichneten sie sich durch Tugenden aus? Auch dieses nicht. Denn kaum findet sich jemand unter den auserlesenen Göttern, der nicht das Schandmal des unsittlichen Lebens oder einer unsittlichen That trägt, während die plebeischen sich von Schandthaten ziemlich frei erhalten haben (cap. 6).

Nehmen wir hierbei Rücksicht auf die rationellen Erklärungen, durch welche man über die Schändlichkeiten der Götterlehre die Farbe tieferer Wissenschaft zieht: so verstehen Varro und andere gleichgesinnte Philosophen unter Gott die

Welt. Diese teile sich in zwei Teile: in den Himmel und in die Erde. Der Himmel in Äther und Luft. Die Erde in Wasser und Land. Diese vier Teile seien angefüllt mit Seelen, der Äther und die Luft mit unsterblichen, Wasser und Land mit sterblichen. In der höchsten Region befinden sich die ätherischen Seelen oder himmlischen Götter, die als Sterne glänzen, unter dem Monde die Luftseelen, welche Heroen, Lares, Genien heißen (cap. 7).

Die Welt wird von Varro Janus genannt. Von diesem läßt er den Anfang aller Dinge abhängen. Ein Widerspruch ist es aber, wenn man ihm nicht zugleich die Macht über das Ende der Dinge einräumt, sondern diese dem Terminus überträgt. Denn alles, was der Welt seine Entstehung verdankt, findet auch in ihr seine Grenze. Ist demnach Janus die Welt, so ist Terminus nur ein anderer Name zur Bezeichnung derselben Gottheit (cap. 9).

Jupiter ferner ist nach Varro die innere Kraft der Welt, die bewirkende Ursache aller Dinge. Hiernach wäre aber Jupiter nur ein Teil des Janus, wenn dieser die Welt selbst ist, und mit Unrecht nennt man ihn dann den König der Götter; mit Unrecht sagt man: Jovis omnia plena. Oder wenn Gott die Weltseele, und diese Jupiter ist, so wäre Janus sein Leib, und hört dadurch auf, Gott zu sein. Oder Janus ist die Welt und gleicher Weise Jupiter; dann sind Janus und Jupiter nur verschiedene Namen desselben Gottes und werden sinnlos als verschiedene Götter verehrt (cap. 11).

Saturn soll nach Varros Begriffsbestimmung der Gott sein, welcher die Herrschaft über alle Saaten hat. Allein ist Janus oder Jupiter die Welt, so setzt er die Samen aus sich heraus und nimmt sie wieder in sich auf, und demnach hat er die Herrschaft über alle Saaten.

Genius soll der Gott sein, der die Macht hat, alle Dinge zu erzeugen. Diese Macht besitzt aber die Welt, weshalb Jupiter als die vergötterte Welt Erzeuger heißt. Oder wenn nach einem anderen Ausspruche Varros Genius die vernünftige Menschenseele ist, so ist er, wenn Jupiter als die allge-

meine Weltseele gilt, nichts anderes, als Jupiter in seiner Besonderung (cap. 14).

Ähnliche Widersprüche werden nachgewiesen in der heidnischen Lehre über Mercur, Mars, Apollo, Diana, Ceres, Liber, Neptun, Salacia, Venilia, Terra (cap. 27).

Varro selbst kann seine Zweifel über die Götterlehre nicht verbergen, wenn er sagt: „über die öffentlichen Götter des römischen Volkes teile ich wie Xenophanes Colophonius mit, was ich meine, nicht was ich behaupte. Denn dem Menschen steht nur das Meinen, Gott das Wissen zu".

Dem vergeblichen Versuche, die Welt als den Inbegriff der vielen Götter darzustellen, wollen wir dagegen **unsere** Lehre entgegenstellen:

Wir verehren Gott, nicht Himmel und Erde, aus denen diese Welt besteht, nicht die Seele oder die in alles Lebende ausgestreuten Seelen, sondern den Gott, der Himmel und Erde und alles, was auf ihr ist, geschaffen, der auch die Seele geschaffen hat, sowohl die vernunftlose als auch die vernünftige. Den Gott verehren wir, der den von Ihm geschaffenen Wesen Anfang und Ende des Seins und Lebens bestimmt hat, der die wirkende Ursache ist, der nach Seinem Willen einigen Wesen die vernünftige Seele eingehaucht, der die Gabe der Weissagung gibt und alles im Großen wie im Kleinen lenkt und leitet. Alles, was Varro den auserlesenen Göttern zuschreibt, wirkt der Eine wahre Gott, der überall ganz, in keinen Ort eingeschlossen, durch keine Fesseln gebunden, in keine Teile zerteilt, in keinem Teile veränderlich ist, der Himmel und Erde mit Seiner Macht erfüllt. So aber regiert Er die geschaffene Welt, daß er sie durch eigene Kräfte sich bewegen läßt. Denn zwar kann Nichts sein ohne Ihn, aber die Welt ist nicht von Seiner Wesenheit. Vieles wirkt er jedoch auch durch die Engel; diese sind aber nur geschaffene Wesen, die ihre Beseligung durch

Ihn erhalten, sowie Er allein auch den Menschen die Glückseligkeit schenkt. Von diesem Einen wahren Gott erwarten **wir** das ewige Leben (cap. 31).

Die Hoffnung auf das ewige Leben wird zur Gewißheit durch das uns gegebene Unterpfand Seiner unendlichen Liebe. Denn können wir Ihm schon dafür nicht genugsam danken, daß wir sind und leben, daß wir einen vernünftigen Geist besitzen, mit welchem wir Ihn erkennen: welche Herzen, wie viele Zungen wären imstande, den Dank dafür auszudrücken, daß Er uns, die wir mit Sünden beladen und fern von dem göttlichen Lichte in der Liebe zur Finsternis erblindet waren, nicht nur nicht verlassen, sondern sogar Sein Wort, den Eingebornen Sohn, gesendet hat, damit wir durch Ihn erkennen, wie sehr Gott die Menschen liebt, und daß wir durch das Opfer Jesu Christi von allen Sünden gereinigt werden und durch Seinen Geist, der die Liebe in unsere Herzen ausgegossen hat, zur ewigen Ruhe und zur unaussprechlichen Wonne Seiner Anschauung gelangen? (cap. 32.)

Dieses Geheimnis des ewigen Lebens ist schon seit der Entstehung des Menschengeschlechts vorherverkündigt worden. Nicht nur die heilige Schrift enthält Weissagungen darüber, sondern auch der Tempel, die Altäre, Opfer und Feste der Israeliten haben eine vorbildliche Bedeutung (cap. 33).

Durch diese einzig wahre Religion wird der Trug der bösen Geister offenbar, die sich über den Irrtum der Menschen freuen. Wer also mit den Dämonen keine Gemeinschaft haben will, der verabscheue den schändlichen Aberglauben, welcher ihnen Verehrung zollt, und erkenne die wahre Religion an, durch welche sie enthüllt und besiegt werden (cap. 35).

Nach der Beurteilung der mythischen und bürgerlichen Theologie wendet sich der große Kirchenlehrer zur natürlichen, wobei er sein Augenmerk auf die Philosophen als solche,

welche nach dem Begriffe des Wortes die Weisheit lieben, richten muß, und solches wird im achten Buche behandelt.

Wenn Gott die Weisheit ist, so muß der wahre Philosoph Gott lieben. Weil sich jedoch die Weisheit nicht bei allen vorfindet, welche sich den Namen „Philosophen" beilegen, so verdienen nicht alle Berücksichtigung, vielmehr ist eine Auslese notwendig. Ich hebe aus ihnen die Platoniker hervor und beachte Platos Lehre über unseren Gegenstand, indem ich eine kurze Erwähnung seiner Vorgänger in der Philosophie vorausschicke (cap. 1).

Es gab vor Plato zwei Arten von Philosophen: die italischen in Groß-Griechenland, deren Meister Pythagoras ist, von welchem auch der Name „Philosophie" herrühren soll, und die jonischen, an deren Spitze Thales von Milet steht. Er hielt das Wasser für das Princip der Dinge, aus welchem er alle Elemente der Welt, ja die Welt selbst und alles, was sich in ihr erzeugt, bestehen läßt. Ihm folgte Anaximander, sein Schüler, der die Dinge nicht aus einem Urgrunde, sondern aus ihren eigenen Prinzipien entstehen läßt. Diese Prinzipien der einzelnen Dinge sind nach ihm unendlich und erzeugen unzählige Welten. Anaximenes machte die unendliche Luft zum Prinzip des Alls. Die Götter hätten sich aus der Luft entwickelt. Anaxagoras erfaßte den göttlichen Geist als die Ursächlichkeit aller sichtbaren Dinge, und sagte, daß aus der unendlichen Materie unter der Einwirkung des göttlichen Geistes die einzelnen Dinge nach Maß und Ordnung entstehen. Diogenes bezeichnete zwar die Luft als Materie, aus welcher Alles wird, hielt sie aber für teilhaftig der göttlichen Vernunft, ohne welche aus ihr Nichts entstehen könne. Archelaos glaubte, daß Alles aus unter einander ähnlichen Teilen bestehe, denen ein Geist inne wohne, welcher durch die Vereinigung und Trennung der ewigen Körper, d. h. jener Teile Alles wirkt (cap. 2).

Socrates gab der Philosophie zuerst eine sittliche Richtung, während sie vor ihm wesentlich Naturforschung war. Er glaubte, daß die Ursächlichkeit der Dinge, welche nur in

dem Willen des Einen und höchsten Gottes liege, nicht anders als mit gereinigtem Geiste erfaßt werden könne, und daß daher nach Läuterung des Lebens gestrebt werden müsse, damit die entlastete Seele sich durch ihre natürlichen Kräfte zum Ewigen erheben könne, und die Natur des unkörperlichen und unveränderlichen Lichtes in der Reinheit der Erkenntnis geschaut werde. Socrates hinterließ viele Freunde seiner Philosophie, deren Studium sich vorzüglich mit sittlichen Fragen beschäftigte, insbesondere mit dem höchsten Gute, wodurch der Mensch glückselig werden könne. Die Auffassung des höchsten Gutes war aber sehr verschieden. Den Einen, wie Aristipp, war es das Vergnügen, den Anderen, wie Antisthenes, die Tugend (cap. 3).

Der ausgezeichnetste Schüler des Socrates war Plato, der sich jedoch nicht begnügte ein bloßer Anbeter der Philosophie seines Lehrers zu sein. Das Streben nach Weisheit bewegt sich im Handeln und Beschauen. Die active Richtung umfaßt das thätige Leben, d. h. die Bestimmung der Sitten, die contemplative die Erforschung der Ursächlichkeit des Wesens. Socrates bildete die active, Pythagoras die contemplative aus. Plato verband beide philosophischen Richtungen. Er teilte seine Philosophie in die moralische, welche sich zumeist mit der Handlungsweise beschäftigt, in die natürliche, welche der Contemplation gewidmet ist, und in die rationelle, welche das Wahre von dem Falschen unterscheidet (cap. 4).

Der Platonischen Philosophie mit ihrer Lehre, daß der wahre Gott der Urheber aller Dinge, der Erleuchter der Wahrheit, der Spender der Glückseligkeit, und daß derjenige, welcher Gott erkennt, liebt und nachahmt, weise und glücklich ist, gebührt der Vorzug vor der mythischen und bürgerlichen Theologie, sowie vor der Philosophie des Thales, Anaximenes, der Stoiker, Epikuräer und Aller derer, welche sich nicht von dem Geschöpfe zum Schöpfer erheben konnten und dabei die Creatur vergötterten (cap. 5).

Der Vorzug gebührt erstens der natürlichen platonischen Philosophie. Denn die Platoniker erkannten, daß Gott keine

Körperlichkeit zukomme, und daher suchten sie Gott in der Transcendenz über alle Körperlichkeit. Sie erkannten, daß Gott nicht veränderlich sein könne, und darum suchten sie ihn in der Transcendenz über alle veränderlichen Wesen. Sie erkannten, daß alles Veränderliche nur von dem sein könne, welcher unveränderlich ist, und daß die Welt im Großen wie im Kleinen nur von dem ihr Sein erhalten habe, welcher ein einfaches Sein hat: weil sich bei ihm nicht Sein von Leben, nicht Leben von Erkenntnis, nicht Erkenntnis von Glückseligkeit trennen läßt, so daß er ist, weil er Leben, Erkenntnis und Glückseligkeit hat. Wegen dieser Unveränderlichkeit und Einfachheit erfaßten sie ihn als den Schöpfer der ganzen Creatur, der selbst ungeschaffen ist (cap. 6).

Zweitens gebührt der rationellen Philosophie der Vorzug vor anderen philosophischen Richtungen. Denn während sich die Epikuräer, ja selbst die Stoiker nicht über die Sinnenwahrnehmung erheben konnten, trennten die Platoniker die geistige Anschauung von dem, was durch die Sinne erreicht wird (cap. 7).

Drittens zeichnet sich ihre Moralphilosophie, welche sich mit dem höchsten Gute beschäftigt, vor der Anderer aus. Andere nämlich suchen das höchste, beseligende Gut im Menschen, sei es nach seiner leiblichen, sei es nach seiner geistigen Seite. Die Platoniker dagegen finden die Glückseligkeit nicht im Genusse des Körpers oder des Geistes, sondern im Genusse Gottes als des höchsten Gutes, und bezeichnen als den Endzweck das tugendhafte Leben, so wie sie nur den für glückselig halten, der mit der Erkenntnis Gottes die Nachahmung verbindet, weshalb ihnen auch nur derjenige als ein Philosoph erscheint, welcher Gott liebt (cap. 8).

Die Solches über den höchsten und wahren Gott gedacht, mögen sie Platoniker oder auch Pythagoräer heißen oder einen anderen Namen führen, stehen **uns** näher, und sie ziehen **wir** allen Übrigen vor (cap. 9).

Der Christ ist Philosoph, mag er kaum von den Platonikern gehört haben. Nur wird er die Mahnung des Apostels

beachten: „Sehet zu, daß euch niemand verführe durch Philosophie und leeren Trug nach der Überlieferung der Menschen, nach den Elementen der Welt" (Col. 2, 8). Und eben deshalb müssen wir Christen die Platoniker anderen heidnischen Philosophen vorziehen (cap. 10).

Platos Lehre über Gott führte manche zur Ansicht, daß er mit den Lehren der Israeliten bekannt gewesen sein müsse. Wenn man auch nicht denen beipflichtet, welche sagen, daß Plato den Propheten Jeremias in Ägypten gehört habe, so wäre man doch auf Grund der Ähnlichkeit mancher Lehren Platos mit denen der heiligen Schrift anzunehmen geneigt, daß ihm die heiligen Bücher nicht unbekannt gewesen sind (cap. 11).

Wenden wir uns nun aber zur Frage: wem um der Erreichung der Glückseligkeit willen Verehrung gebühre, so finden wir, daß die neueren Platoniker, übereinstimmend mit Plato, lehren: Vielen Göttern müssen Opfer dargebracht werden. Also auch den bösen? Plato leugnet die Existenz böser Götter, und darum verwarf er die scenischen Spiele. Nach der Lehre der Neuplatoniker nämlich lassen sich die vernünftigen Wesen in Götter, Menschen und Dämonen einteilen, von denen die Götter den obersten Rang einnehmen, die Menschen die unterste Stufe behaupten und die Dämonen zwischen beiden stehen. Die Götter wohnen im Himmel, die Menschen auf der Erde, die Dämonen in der Luft. Letztere haben mit den Göttern die Unsterblichkeit der Leiber, mit den Menschen die Empfänglichkeit und Leidensfähigkeit der Seelen gemein, weshalb sie sich an den schändlichen Spielen und an den Erdichtungen der Poeten ergötzen. Das lehrt uns ausdrücklich Apulejus in seinem Buche: „Über den Gott des Socrates" (cap. 15).

Es ist aber ganz verkehrt, den Dämonen einen Vorrang vor den Menschen einzuräumen. Gesetzt, sie überträfen den Menschen durch die vollkommenere Beschaffenheit ihrer Leiber, so teilen sie diesen Vorzug mit vielen Tieren, welche feinere Organe, größere Kraft, schnelle Beweglichkeit, höheres Alter

besitzen, als die Menschen, und dennoch weit unter ihnen stehen. Oder gebührt ihnen deshalb ein Vorzug, weil ihre Wohnung die Luft ist, während wir auf der Erde leben? Das haben auch die Vögel mit ihnen gemeinsam. Wahrlich die Menschen stehen so hoch über den Dämonen, so groß der Abstand ist zwischen der Hoffnung der Menschen und der Verzweiflung der Dämonen.

Um so weniger aber verdienen die Dämonen höher gestellt zu werden als die Menschen, da sie nach dem Geständnisse des Apulejus mit allen Lastern erfüllt sind. Sie werden, wie er sagte, vom Zorne aufgereizt: uns gebietet die wahre Religion, dem Zorne zu widerstehen. Sie lassen sich durch Geschenke bestechen: uns gebietet die wahre Religion, unsere Gunst nicht von Geschenken abhängig zu machen. Sie haschen nach Ehren: uns gebietet die wahre Religion, durch dergleichen uns nicht bewegen und blenden zu lassen. Sie hassen nach Laune einige Menschen und lieben die anderen: uns gebietet die Religion, selbst die Feinde zu lieben.

Was ist denn aber die Bestimmung der Dämonen? Die Neuplatoniker sagen: Sie sind Mittler zwischen Gott und den Menschen, weil Gott keine unmittelbare Gemeinschaft mit den Menschen hat. Fürwahr, eine sonderbare Heiligkeit eines Gottes, der keine Gemeinschaft mit dem flehenden Menschen, wohl aber Gemeinschaft mit dem stolz verlangenden Dämon, nicht mit dem büßenden Menschen, wohl aber mit dem verstockten Dämon, nicht mit dem zur Gottheit fliehenden Menschen, wohl aber mit dem die Gottheit sich andichtenden Dämon, nicht mit dem um Barmherzigkeit bittenden Menschen, wohl aber mit dem zur Bosheit ratenden Dämon hat! (cap. 21).

Wahrlich fern sei es von uns zu glauben, daß die Dämonen Mittler sind, welche unsere Bitten zu Gott emportragen und die göttlichen Gaben uns überbringen. Vielmehr sind sie Geister, welche begierig sind zu schaden, fern von der Gerechtigkeit, strotzend vor Stolz, voll der List und des Neides, und die in ihrer ewigen Abkehr von Gott sich göttliche Ehre anmaßen und viele Menschen täuschen (cap. 23).

Während Apulejus die Dämonen für Mittelspersonen hält, welche von den Göttern zu unterscheiden seien, läßt der Ägypter Hermes, mit dem Beinamen Trismegistos, einige Götter vom höchsten Gott, andere von den Menschen erschaffen sein. Die Götzenbilder sind nach ihm gleichsam die Körper der Götter. In ihnen wohnen gewisse Geister, welche sich mit der sichtbaren Materie verbunden haben, so daß die Götzenbilder beseelte Körper sind. Und dadurch hätten die Menschen die wunderbare Macht erhalten, Götter zu schaffen, indem sie die Götzenbilder herstellen. Derselbe Hermes sagte die Zeit vorher, in der die christliche Religion allen Trug zerstören werde, worüber er gleichsam als Freund der Dämonen bittere Klage erhebt. Worüber **er** aber trauert, dafür sagen **wir** Gott den heißesten Dank. Denn was die Fülle des Irrtums eingesetzt hat, machte der Weg der Wahrheit zu nichte; was der Unglaube eingesetzt, hat der Glaube vernichtet; was der Abfall von der Verehrung der göttlichen Religion eingesetzt, hat die Rückkehr zu dem Einen wahren und heiligen Gott vernichtet. Und darum sind auch die Götzenbilder gefallen, die Hermes vergöttert. Wahrlich sonderbare Götter, welche von den Menschen verfertigt sind! Sollten die wohl mehr bei Gott vermögen, als die Menschen, die Gott geschaffen hat? (cap. 25).

Vielleicht wären manche unserer Gegner geneigt, auch uns zu beschuldigen, daß wir Götter aufstellen, indem wir die Märtyrer verehren. Allein wir bauen nicht den Märtyrern Tempel und bringen nicht ihnen Opfer dar, weil nicht sie, sondern ihr Gott auch unser Gott ist. Wir ehren nur das Andenken an sie als an heilige Menschen, welche bis zu ihrem leiblichen Tode zur Verherrlichung der Religion für die Wahrheit gekämpft haben. Wer aber hat je einen Priester, wenn er an dem über dem heiligen Leibe eines Märtyrers zur Ehre Gottes aufgebauten Altare steht, beten gehört: Ich bringe dir, Petrus, oder Paulus, oder Cyprian, das Opfer dar? Denn nur Gott wird geopfert, der die Märtyrer erschaffen und in die Schar seiner heiligen Engel aufgenommen

hat. Und deshalb sagen wir Gott für ihren Sieg Dank und ermuntern uns durch die Erneuerung ihres Gedächtnisses zum gleichen Streben nach solchen Kronen und Palmen, wobei wir Gott um seinen Beistand anflehen. Der kennt keine Opfer der Märtyrer, der das Eine Opfer der Christen kennt, welches auf dem Altare dargebracht wird (cap. 27).

Die Dämonen, fährt das neunte Buch fort, werden in gute und böse geteilt. Hierbei drängt sich sogleich die Frage nach dem Einteilungsgrunde auf. Der Platoniker Apulejus spricht zwar viel über die Eigenschaften ihrer Leiber, schweigt aber von ihren Tugenden. Nur das gesteht er in seinem Buche: „de Deo Socratis," daß sie den Affekten ihrer Seele nachgeben und sich durch Leidenschaften aufregen lassen. Über diese Affekte oder Leidenschaften der Seele gibt es unter den Philosophen zwei Ansichten. Einige, namentlich die Peripatetiker nehmen an, daß auch der Weise denselben ausgesetzt sei, so jedoch, daß er sie beherrsche.

Die Stoiker dagegen stellen den Weisen über alle Affektionen der Seele. Doch scheinen diese mehr über Worte, als über die Sache mit den Peripatetikern zu streiten. Das ergibt sich aus einer Erzählung des Gellius in seinen „noctes atticae" (XIX, 1). Gelius hatte sich nämlich mit einem stoischen Philosophen aufs Schiff begeben. Ein Unwetter, welches dem Schiffe Gefahr brachte, weckte in dem Stoiker eine große Furcht. Als die Gefahr vorüber war, lachte ein Asiate darüber, daß jener sich ängstlich gezeigt habe, während er furchtlos blieb. Der Philosoph bediente sich zur Entgegnung der Worte Aristipps: Jener sei mit Recht unbekümmert gewesen um die Seele eines Taugenichts, er aber mußte für die Seele des Aristipp besorgt sein. Dem Gellius dagegen las er eine Stelle aus dem Buche des Stoikers Epiktet vor, wonach die sogenannten Phantasien der Seele nicht in der Macht des Menschen stehen, der Weise sich aber darin bewähre, daß er sich durch dieselben nicht beherrschen lasse. Als einen solchen Weisen bezeichnet Virgil den Äneas, wenn er sagt: Unbeweglich bleibt sein Geist, vergeblich fließen die Thränen (cap. 5).

Nach **unserer** Lehre handelt es sich bei dem Frommen nicht darum, ob er, sondern warum er zürnt; nicht ob er, sondern weshalb er traurig ist; nicht ob er, sondern was er befürchtet. Denn einem Sünder zürnen, damit er sich bessere; um einen Bedrängten bekümmert sein, damit er erlöst werde, oder fürchten, daß jemand zu Grunde gehe, ist gewiß nicht tadelnswert.

Wenn nun Apulejus sagt, daß die Dämonen sich von den Affektionen der Seele beherrschen lassen, raubt er ihnen die wesentliche Eigenschaft guter Vernunftwesen und bezeichnet sie dadurch selbst als böse (cap. 8).

Wahrlich diejenigen können nicht Mittler zwischen Gott und Menschen sein, welche nach dem Geständnisse des Platonikers weit unter den Menschen stehen. Freilich bedürfen die Menschen eines Mittlers, weil sie auf Erden sich im Elende befinden: eines Mittlers, der nicht nur Mensch, sondern auch Gott ist. Dieser mußte als Mittler, der die Sterblichen zur Unsterblichkeit führt, selbst sterblich werden, aber nicht sterblich bleiben. Sterblich wurde er nicht dadurch, daß sich die Göttlichkeit des Wortes schwächte, sondern dadurch, daß er die Schwachheit des Fleisches annahm. Aber er blieb nicht sterblich im Fleische, welches er von den Toten auferweckte, weil es eben die Frucht seiner Mittlerschaft ist, daß selbst diejenigen, zu deren Erlösung er Mittler geworden, nicht im ewigen Tode des Fleisches bleiben. Darum mußte er ferner als Mittler zwischen uns und Gott eine vergängliche Sterblichkeit und eine unvergängliche Glückseligkeit besitzen, damit er durch das Vergängliche den Sterblichen gleich wäre und zum Unvergänglichen aus der Vergänglichkeit führte. Die guten Engel können nicht zwischen den elenden Sterblichen und glückseligen Unsterblichen Mittler sein, weil sie selbst glückselig und unsterblich sind. Dagegen könnten die bösen Engel als Mittler insofern bezeichnet werden, als sie mit den glückseligen Unsterblichen die Unsterblichkeit, mit den elenden Sterblichen das Elend teilen. Diesen steht der gute Mittler entgegen, der gegenüber ihrer Unsterblichkeit und ihrem Elende sterblich sein

wollte in der Zeit und glückselig bleiben konnte in Ewigkeit. Dieses einzigen Mittlers bedurften wir, des „Wortes" Gottes, durch welches alles geschaffen ist. Doch ist er nicht Mittler, weil Er das „Wort" ist, sondern Mittler ist Er seiner Menschheit nach. Durch die Teilnahme Gottes an unserer Menschheit eröffnete Er uns die Teilnahme an seiner Gottheit (cap. 16).

Freilich spricht die heilige Schrift von guten und bösen Engeln. Nichts aber lesen wir von guten Dämonen. Überall, wo von Dämonen die Rede ist, werden nur die bösen Geister darunter verstanden (cap. 19).

Alle Menschen wollen glückselig sein, erörtert das zehnte Buch. Darin stimmen alle überein. Über die Mittel zur Erreichung der Glückseligkeit sind aber heftige Streitigkeiten entstanden. Die Platoniker machen die Glückseligkeit von der Teilnahme an dem Lichte jenes Gottes abhängig, von welchem die ganze Welt geschaffen ist. Dennoch nehmen sie, sich dem Volksglauben anpassend, außer der Verehrung dieses Gottes noch die anderer Götter an, welche einige von ihnen als Dämonen bezeichnen. Daß aber den bösen Dämonen keine Opfer gebühren, ist schon wiederholt dargestellt. Es fragt sich jetzt, ob denn die guten Dämonen für sich die Darbringung von Opfern verlangen (cap. 1).

Wenn die Platoniker lehren, daß die vernünftigen Wesen nur durch sie Verbindung mit dem geistigen Lichte, welches Gott ist, glückselig werden, so müssen sie, falls sie sich selbst nicht widersprechen wollen, annehmen, daß auch jene unsterblichen Wesen, welche Einige von ihnen die guten Dämonen nennen, nicht anders, als durch die Teilnahme an dem göttlichen Lichte und somit durch die Verehrung des Einen Gottes die Glückseligkeit erreichen.

Ihm sind wir schuldig jenen Dienst, den man λατρεία oder θρησκεία, auch Religion nennt. Denn wir sind Sein Tempel, unser Herz ist Sein Altar. Ihm bringen wir blutige Opfer dar, wenn wir für Seine Wahrheit bis zur Hingabe unseres Lebens streiten; Ihm zünden wir den lieblichsten Weihrauch an, wenn wir in heiliger Liebe glühen; Ihm sagen

wir Dank für Seine Wohlthaten; Ihm bringen wir das Opfer der Demut und des Lobes dar auf dem in brennender Liebe flammenden Altare des Herzens. Um Ihm anzuhängen, reinigen wir uns von allen Flecken der Sünden und bösen Begierden. Denn Er ist der Quell unserer Glückseligkeit, das Ziel unsers Verlangens. Das ist die wahre Religion, die rechte Frömmigkeit, der nur Gott schuldige Dienst, der allein zur Glückseligkeit führt. Wenn demnach die unsterblichen Wesen Gott nicht diesen schuldigen Dienst leisten, leben sie unglückselig, weil in der Trennung vom Unendlichen; wenn sie ihn aber leisten, so verlangen sie nicht, daß wir ihnen den Gott gebührenden Cult zuwenden (cap. 4).

Ohne Zweifel gebührt das Opfer nur Gott. Gott bedarf freilich nicht jener Dinge, welche in den Opfern dargebracht werden. Das Opfer nützt dem Geschöpfe, aber nicht dem Schöpfer. Durch die Tieropfer wurde nur die innere Gesinnung dargestellt. Das sichtbare Opfer ist das Zeichen des unsichtbaren, inneren Opfers, und die äußeren Opfer haben nur Wert, wenn sie die Darstellung des inneren Opfers sind (cap. 6).

Das wahre Opfer ist jedes Werk, welches verrichtet wird aus Liebe zu Gott. Daher ist der Mensch selbst, der sich Gott weiht, ein Opfer. Oder wenn wir den Leib um Gottes willen züchtigen, so ist das ein Opfer (cap. 7). Wenn also die seligen Geister uns lieben, so können sie von uns nicht Opfer für sich verlangen, sondern für den, dessen Opfer sie selbst mit uns sind. Denn wir sind mit ihnen der Eine Staat Gottes, das Eine große Opfer. Und in der That haben nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift die Engel als die guten Geister stets auf Gott hingewiesen als auf den, dem wir allein Opfer schuldig sind (cap. 9).

Man entgegnet: dem unsichtbaren Gott gebühren unsichtbare, den anderen Göttern sichtbare Opfer. Allein man scheint vergessen zu haben, daß die letzteren nur Zeichen jener sind, so wie die Worte der Ausdruck der im Herzen verborgenen Gedanken. Die Engel wollen auch keine sichtbaren

Opfer. So sprach der Engel, der dem Manoha erschienen war: „Wenn du mich auch zwängest, würde ich deine Speise nicht essen; willst du aber ein Brandopfer bringen, so bringe es dem Herrn" (Richt. 13, 16). Den heiligen Engeln folgten hierin die heiligen Menschen. So verboten sich Paulus und Barnabas die Darbringung von Opfern (Apgsch. 14, 11. 12).

Daß die Dämonen alle ihre Mühe aufwandten, für sich Opfer zu erwirken, hat Gott zugelassen, weil sich dadurch die Zahl der Märtyrer mehrte. Denn um so größer ist der Ruhm und das Ansehen der Bürger der Gottesstadt, je tapferer sie selbst bis zur Hingabe ihres Lebens gegen die Sünde der Gottlosigkeit streiten. Diese Bürger sind unsere Heroen (cap. 22).

Wenn man sagt: man müsse den Dämonen Opfer bringen zur Versöhnung, damit sie uns nicht schaden, so erwidern wir: Wir treiben die Dämonen aus durch den Exorcismus und besiegen alle Versuchungen durch Gebet. Der Dämon kann nur siegen durch die Sünde. Er wird besiegt in dem Namen dessen, der Knechtsgestalt annahm, durch den Mittler zwischen Gott und den Menschen, der von den Sünden reinigt und darum mit Gott vereinigt.

Christus, der menschgewordene Gottessohn, konnte durch Seinen Tod die Sünden tilgen, weil Er nicht für Seine Sünden gestorben ist, da Er ohne Sünde war und von keiner Sünde wußte. Freilich zum Glauben an die Menschwerdung des Sohnes Gottes bedarf es der Demut. Den Platonikern, welche sich so weise dünken, erscheint es unglaublich, daß Gott einen menschlichen Geist und Leib angenommen habe. Oder verletzt sie etwa die ungewöhnliche Geburt aus der Jungfrau? Der Wunderbare mußte ja in wunderbarer Weise geboren werden.

Der eigentliche Grund ihrer Verwerfung des Christentums besteht aber darin, daß Christus die Demut ist, sie aber stolz sind. Sie schämen sich als gelehrte Menschen, aus Schülern Platos Schüler Christi zu werden, der durch Seinen Geist den Fischer verkündigen gelehrt hat: „Im Anfang war

das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dieses war im Anfang bei Gott. Alles ist durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe wurde nichts gemacht, was gemacht ist. In Ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen." Von diesem Anfange des Evangeliums sagte selbst ein Platoniker, daß er in goldener Schrift in allen Kirchen am hervorragendsten Orte aufgehängt werden müßte.

Die Religion, welche dieses lehrt und alle Verehrung auf Gott zurückführt, enthält allein den allgemeinen Weg zur Erlösung der Seele. Sie ist der königliche Weg, welcher allein zum Himmelreiche führt. Dieser Weg kann aber nicht der einer philosophischen Schule oder einer auf ein Volk beschränkten Sekte sein, sondern er muß allen Völkern offen stehen. Die Weltreligion, welche alle Völker auf diesen Weg zu führen vermag, ist die christliche. Das ist der allgemeine, d. h. allen Völkern durch die göttliche Barmherzigkeit geöffnete Weg, der zum Himmelreiche führt, über welchen der gläubige Abraham die göttliche Verheißung erhielt: in deinem Samen sollen alle Völker gesegnet werden." Das ist der allgemeine Weg. Hinsichtlich dessen sagt der Heiland: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Das ist der allgemeine Weg, von welchem es in der Weisagung heißt: „Gott erbarme sich unser und segne uns; Er lasse sein Angesicht über uns leuchten und erbarme sich unser, damit wir auf Erden deinen Weg erkennen, unter allen Völkern dein Heil, o Herr"; und: „in der letzten Zeit wird der Berg des Hauses des Herrn auf dem Gipfel der Berge stehen und sich erheben über die Hügel, und strömen werden zu ihm alle Völker. Und viele Völker werden hingehen und sprechen: Kommet, lasset uns hinaufziehen zum Berge des Herrn und zu dem Hause des Gottes Jakobs, daß er uns lehre seine Wege, daß wir wandeln auf seinen Pfaden; denn von Zion wird ausgehen das Gesetz und das Wort des Herrn von Jerusalem." —

Es ist also nicht der Weg Eines Volkes, sondern aller Völker. Und das Gesetz und Wort des Herrn blieb nicht in Jerusalem, sondern es drang in die ganze Welt. Das also ist der allgemeine Weg, den die Engel und Propheten vorherverkündet, und der Mittler selbst und die Apostel näher bezeichnet haben. Dieser Weg allein reinigt den ganzen Menschen und führt den Sterblichen zur Unsterblichkeit. Gegen die gerade Führung dieses Weges zur Anschauung Gottes und zur ewigen Gemeinschaft mit Ihm können diejenigen, welche der heiligen Schrift keinen Glauben beimessen, zwar kämpfen: **aber Sieger bleiben wir!** (cap. 32).

Hiermit endet der wesentlich apologetische Teil des Werkes, der, um es kurz zusammenzufassen, den Nachweis liefert, daß die gegen das Christentum erhobenen Klagen jedes Grundes entbehren (lib I.), daß die Götter, an welche sich die Heiden ängstlich anklammern, weder zeitliche (lib. II—VI.) noch ewige Güter (lib. XI.) zu erteilen imstande sind, vielmehr nur der Gott der Christen; darum verleiht das Christentum, dessen Aufblühen gefürchtet wird, das wahre Glück.

Die folgenden zwölf Bücher enthalten die polemisch-dogmatische Darstellung der civitas terrena und coelestis. Die in dem zweiten Teile niedergelegten Gedanken unseres heiligen Autors sind folgende:

„Dreifach war die Reihe der erschaffenen Wesen: die Erde samt allen Sternen; die Schar der Engel und die Menschen, welch letztere eine wunderbare Vereinigung und weise Zusammenfügung des Natur- und Geisterreiches sind. So, wie Gott die Welt dachte, schuf er sie, und so, wie er sie geschaffen, entsprach sie seiner Idee. Gott sah, daß alles sehr gut war, genau, wie sein Gedanke.

Alles sollte als eine wahrhaft schöne Welt harmonisch in der Vielheit der Wesen sich so entfalten, daß jedes Ding und Wesen in der fortströmenden Güte des überreichen und allgegenwärtigen Schöpfers seine vollste Befriedigung und Ruhe finde, welche in dem selbstbewußten, vernünftigen Engel- und Menschengeiste nach freier Wahl und Hingabe zur un-

ausſprechlichen Wonne hätte werden müſſen. Aber die Gabe des freien Willens an endliche Geſchöpfe war ein ebenſo erhabenes und bewundernswertes, als gefährliches Geſchenk, welches die ſchöne Ordnung ſtören und verwirren konnte. Denn alle Schönheit, Befriedigung und Seligkeit der Welt ruhte auf der Ordnung der Liebe (ordo amoris), welche Engel und Menſchen frei, jedoch angeregt, unterſtützt und gefördert durch Gottes Licht und Kraft oder Gnade, zu wählen haben und dann Tugend heißt, Tugend oder Ordnung der Liebe.

Bei dieſer Wahl ſpaltete ſich die Schar der Engel. Alle waren ſie urſprünglich gut: geiſtige, vernünftige, freie Weſen, deren Erkenntnis der Wahrheit ſich im göttlichen Lichte ſteigerte, und deren Herz von der Liebe Gottes erfüllt war, ſo daß ſie ihm anhingen und zugewandt waren. Aber ein Mächtiger unter ihnen, der beſonders wegen ſeines Glanzes „Engel des Lichts" hieß, vergaß, verblendet durch den Anblick ſeiner eigenen Schönheit, daß er dieſe von Gott empfangen, wendete ſich durch Verkehrung der Ordnung der Liebe vom Schöpfer ab und verehrte ſich ſelbſt über alles. Ein Teil der übrigen Engel ahmte ſeinen Hochmut nach. Nun verloren dieſe alle Schönheit, ſie wurden vom Licht verlaſſen, und es war ihr Führer jetzt Fürſt der Finſternis, und ſie alle waren Engel der Finſternis. Und Gott ſchied die guten Engel, welche in der Ordnung der Liebe beharrten, von den böſen Engeln, die in der Wahrheit nicht beſtanden. So geſchah alſo der erſte Sündenfall unter den Engeln durch die hochmütige Verkehrung der Ordnung der Liebe. („Ordo amoris" bedeutet ſowohl die rechte Richtung der Liebe wie auch das rechte, dem Werte der Dinge entſprechende Maß.) Seitdem gibt es zwei Staaten (Gemeinſchaften) in der unſichtbaren Geiſterwelt: einen guten und einen böſen Staat.

Nachdem das Menſchengeſchlecht erſchaffen war, gelang es dem Fürſten des böſen Staates deſſen Bundesgenoſſenſchaft zu erwerben, indem er das erſte Menſchenpaar zu gleichem Hochmut der Selbſtvergötterung verführte.

Durch diese neue Verkehrung der Ordnung der Liebe ergriff Verwirrung die schöne Welt und selbst in die Schöpfung drang die Störung wegen der Verbindung mit dem Menschen hinsichtlich seines Körpers. Tiefe Wurzeln senkte der böse Staat in das edelste Leben auf Erden, und er heißt nunmehr, weil er hier in seinen Wirkungen recht hervortritt und seine Heimat begründete, der irdische Staat im Gegensatze zu dem guten als dem himmlischen.

In einer Beziehung war der Sündenfall der Menschen schlimmer und weitgreifender in seinen unheilvollen Folgen, wie der Sündenfall der Engel, da nämlich jeder Engel persönlich isoliert für sich stand oder fiel, die ersten Menschen aber, in denen das ganze Menschengeschlecht beschlossen und der Idee nach auch vorhanden war, den Fall solidarisch für alle ihre Nachkommen mitthaten. Deshalb stand vor Gott das in Millionen entfaltete Menschengeschlecht durch den Abfall von der Ordnung der Liebe, welchen die Stammeltern sich zu Schulden kommen ließen, von Ewigkeit her als eine Masse verkehrter, die schöne Weltharmonie störender Personen da, die seiner Verurteilung unterliegen. Aber gerade durch die Solidarität aller Glieder des Menschengeschlechts in ihrer Beziehung zu dem gemeinsamen Stammvater war der Fall der Menschen nicht so unheilbar, wie der der Engel. Denn die Weisheit Gottes hatte bei der natürlichen Einheit des Menschengeschlechts Gelegenheit, erfinderisch in der Liebe zu werden.

Gott hatte also Macht, das ganze Menschengeschlecht zu verwerfen, was seine Gerechtigkeit erforderte, aber seine Liebe wurde herzliches Erbarmen und nahm die Weisheit in ihren Dienst. So stand nach ewigem Ratschluß auch vor Gottes Augen ein neuer Stammvater der Menschen, die Weisheit selbst, der menschgewordene Sohn Gottes: ein Mitglied des Menschengeschlechts, weil geboren von einer Tochter Adams, doch über demselben, sofern es unter der Sünde stand, und Er empfangen ist vom heiligen Geiste und darum von der Zahl der Sünder gesondert, unbefleckt und heilig. Durch

dieſen hat die Weisheit Gottes es bewirkt, die Ordnung der Liebe wiederherzuſtellen. Nun kann jedes Menſchenkind, obwohl es infolge der ſolidariſchen Erbverbindung mit dem ſündhaften erſten Stammvater Adam durch die natürliche Geburt ſchuldbeladen in die Welt eintritt, dennoch, von Gottes Barmherzigkeit erwählt für den Himmelsſtaat, durch die geiſtige Wiedergeburt in der Taufe eingegliedert werden dem neuen Adam und zweiten oder geiſtigen Stammvater Jeſus Chriſtus. Dieſer iſt der Mittelpunkt der Weltgeſchichte; auf Ihn muß alles hinweiſen oder ſich zurückbeziehen: in Weisſagung und Erfüllung, in Hingabe oder Widerſpruch. **Durch Ihn iſt auch nach dem Sündenfalle der Gottesſtaat wieder auf Erden,** verflochten und vermiſcht mit dem Staate der Böſen, ſo daß in der äußeren Repräſentation des letzteren Bürger des himmliſchen und in der ſichtbaren Darſtellung dieſes auch Glieder jenes ſich befinden.

Beide Staaten characteriſieren ſich nun alſo: Sie haben Gemeinſames: außer dem häufigen Zuſammenleben der Glieder beider Gemeinſchaften in verſchiedenen irdiſchen Beziehungen und Verbindungen und ſelbſt in dem politiſchen Staate und in der Kirche haben ſie auch das gemeinſam, daß beide die unſichtbare und ſichtbare Welt umfaſſen und auf Erden mit einander beſtehen werden bis zum Abſchluſſe der Weltgeſchichte in dem allgemeinen Weltgerichte.

Aber bei dieſem Gemeinſamen ſind ſie in ihrer weſentlichen Eigentümlichkeit ſehr verſchieden.

Der irdiſche Staat beſteht aus den böſen Engeln und den böſen Menſchen; erſtere greifen unſichtbar, aber thatſächlich mit in die Weltgeſchichte ein, ſo weit es Gott zuläßt. Sie ſind Feinde Gottes: nicht durch ihr Weſen und Sein, welches als ſolches göttliche Schöpfung und deshalb immer gut iſt, ſondern durch ihren böſen, die Ordnung der Liebe verkehrenden Willen. Aber ſie bleiben unfähig, der göttlichen Weltregierung die Erreichung ihres Zieles ernſtlich ſtreitig zu machen.

Ihre characteristische Eigentümlichkeit: der böse Wille, ist nicht positive Kraft, sondern Schwäche, da in dem Abfall von Gott die Gnade, welche die Energie des Willens steigert, verloren geht. Sie sind abtrünnige, aufgeblasene, sich selbst vergötternde Aufrührer, die, von wilden Leidenschaften umhergetrieben, keine Ruhe finden, alles knechten und allem schaden wollen und um so erbitterter sind, je mehr sie durch Gottes Macht sich gezügelt und in ihrer Begierde: Verderben anzurichten, gefesselt fühlen.

Die Menschen aber, welche dem irdischen Staate während ihres Lebens auf Erden angehören, meinen, da sie ihre Verurteilung und Verwerfung durch Gottes Urteilsspruch noch nicht erfahren haben, ihr Glück, ihren Frieden, ihre Seligkeit noch erjagen zu können. Nun steht es unabänderlich fest nach göttlicher Ordnung, daß keine vernünftige Creatur auf andere Weise Beseligung finden kann, als durch Besitz und Liebe des absolut Guten, welches Gott ist. Von Ihm haben jene sich aber abgewendet, und es bleibt ihnen also nur das endliche Gut in der Welt. Nimmt man nun alle irdischen Güter zusammen: Land und Leute, Gold und Glanz, Herrschaft und Ruhm, und denkt man sie sich im Besitz eines Einzigen, so würde auch nicht einmal dieser Eine dadurch Beseligung des nach dem Unendlichen sich sehnenden Herzens, dem Gottes Ebenbild aufgeprägt ist, erreichen. Nun aber ist die ganze Genossenschaft der Bösen oder der gesamte irdische Staat in seinen Erdenbürgern darauf angewiesen, in dem irdischen Gute Befriedigung und Freude zu suchen. Da dieses also kein unbegrenztes und kein unendliches Gut ist, so sehen die Bürger dieses Staates sich jeden Augenblick und überall im Genusse beschränkt und durch einander beeinträchtigt; und so entsteht Unfriede, indem der Eine den Anderen vom Genießen zu verdrängen sucht, und es spaltet sich der irdische Staat in sich selbst, seine Bürger streiten, führen Krieg wider die Bürger des himmlischen Staates und wider einander. Da hört man das Jammern der Unterliegenden und den thörichten Jubel der Sieger, die ihr Ziel doch nicht erreichen; denn ihre Siege sind keine un-

wir Dank für Seine Wohlthaten; Ihm bringen wir das Opfer der Demut und des Lobes dar auf dem in brennender Liebe flammenden Altare des Herzens. Um Ihm anzuhängen, reinigen wir uns von allen Flecken der Sünden und bösen Begierden. Denn Er ist der Quell unserer Glückseligkeit, das Ziel unsers Verlangens. Das ist die wahre Religion, die rechte Frömmigkeit, der nur Gott schuldige Dienst, der allein zur Glückseligkeit führt. Wenn demnach die unsterblichen Wesen Gott nicht diesen schuldigen Dienst leisten, leben sie unglückselig, weil in der Trennung vom Unendlichen; wenn sie ihn aber leisten, so verlangen sie nicht, daß wir ihnen den Gott gebührenden Cult zuwenden (cap. 4).

Ohne Zweifel gebührt das Opfer nur Gott. Gott bedarf freilich nicht jener Dinge, welche in den Opfern dargebracht werden. Das Opfer nützt dem Geschöpfe, aber nicht dem Schöpfer. Durch die Tieropfer wurde nur die innere Gesinnung dargestellt. Das sichtbare Opfer ist das Zeichen des unsichtbaren, inneren Opfers, und die äußeren Opfer haben nur Wert, wenn sie die Darstellung des inneren Opfers sind (cap. 6).

Das wahre Opfer ist jedes Werk, welches verrichtet wird aus Liebe zu Gott. Daher ist der Mensch selbst, der sich Gott weiht, ein Opfer. Oder wenn wir den Leib um Gottes willen züchtigen, so ist das ein Opfer (cap. 7). Wenn also die seligen Geister uns lieben, so können sie von uns nicht Opfer für sich verlangen, sondern für den, dessen Opfer sie selbst mit uns sind. Denn wir sind mit ihnen der Eine Staat Gottes, das Eine große Opfer. Und in der That haben nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift die Engel als die guten Geister stets auf Gott hingewiesen als auf den, dem wir allein Opfer schuldig sind (cap. 9).

Man entgegnet: dem unsichtbaren Gott gebühren unsichtbare, den anderen Göttern sichtbare Opfer. Allein man scheint vergessen zu haben, daß die letzteren nur Zeichen jener sind, so wie die Worte der Ausdruck der im Herzen verborgenen Gedanken. Die Engel wollen auch keine sichtbaren

Opfer. So sprach der Engel, der dem Manoha erschienen war: „Wenn du mich auch zwängest, würde ich deine Speise nicht essen; willst du aber ein Brandopfer bringen, so bringe es dem Herrn" (Richt. 13, 16). Den heiligen Engeln folgten hierin die heiligen Menschen. So verboten sich Paulus und Barnabas die Darbringung von Opfern (Apgsch. 14, 11. 12).

Daß die Dämonen alle ihre Mühe aufwandten, für sich Opfer zu erwirken, hat Gott zugelassen, weil sich dadurch die Zahl der Märtyrer mehrte. Denn um so größer ist der Ruhm und das Ansehen der Bürger der Gottesstadt, je tapferer sie selbst bis zur Hingabe ihres Lebens gegen die Sünde der Gottlosigkeit streiten. Diese Bürger sind unsere Heroen (cap. 22).

Wenn man sagt: man müsse den Dämonen Opfer bringen zur Versöhnung, damit sie uns nicht schaden, so erwidern wir: Wir treiben die Dämonen aus durch den Exorcismus und besiegen alle Versuchungen durch Gebet. Der Dämon kann nur siegen durch die Sünde. Er wird besiegt in dem Namen dessen, der Knechtsgestalt annahm, durch den Mittler zwischen Gott und den Menschen, der von den Sünden reinigt und darum mit Gott vereinigt.

Christus, der menschgewordene Gottessohn, konnte durch Seinen Tod die Sünden tilgen, weil Er nicht für Seine Sünden gestorben ist, da Er ohne Sünde war und von keiner Sünde wußte. Freilich zum Glauben an die Menschwerdung des Sohnes Gottes bedarf es der Demut. Den Platonikern, welche sich so weise dünken, erscheint es unglaublich, daß Gott einen menschlichen Geist und Leib angenommen habe. Oder verletzt sie etwa die ungewöhnliche Geburt aus der Jungfrau? Der Wunderbare mußte ja in wunderbarer Weise geboren werden.

Der eigentliche Grund ihrer Verwerfung des Christentums besteht aber darin, daß Christus die Demut ist, sie aber stolz sind. Sie schämen sich als gelehrte Menschen, aus Schülern Platos Schüler Christi zu werden, der durch Seinen Geist den Fischer verkündigen gelehrt hat: „Im Anfang war

das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dieses war im Anfang bei Gott. Alles ist durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe wurde nichts gemacht, was gemacht ist. In Ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen." Von diesem Anfange des Evangeliums sagte selbst ein Platoniker, daß er in goldener Schrift in allen Kirchen am hervorragendsten Orte aufgehängt werden müßte.

Die Religion, welche dieses lehrt und alle Verehrung auf Gott zurückführt, enthält allein den allgemeinen Weg zur Erlösung der Seele. Sie ist der königliche Weg, welcher allein zum Himmelreiche führt. Dieser Weg kann aber nicht der einer philosophischen Schule oder einer auf ein Volk beschränkten Sekte sein, sondern er muß allen Völkern offen stehen. Die Weltreligion, welche alle Völker auf diesen Weg zu führen vermag, ist die christliche. Das ist der allgemeine, d. h. allen Völkern durch die göttliche Barmherzigkeit geöffnete Weg, der zum Himmelreiche führt, über welchen der gläubige Abraham die göttliche Verheißung erhielt: in deinem Samen sollen alle Völker gesegnet werden." Das ist der allgemeine Weg. Hinsichtlich dessen sagt der Heiland: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Das ist der allgemeine Weg, von welchem es in der Weisagung heißt: „Gott erbarme sich unser und segne uns; Er lasse sein Angesicht über uns leuchten und erbarme sich unser, damit wir auf Erden deinen Weg erkennen, unter allen Völkern dein Heil, o Herr"; und: „in der letzten Zeit wird der Berg des Hauses des Herrn auf dem Gipfel der Berge stehen und sich erheben über die Hügel, und strömen werden zu ihm alle Völker. Und viele Völker werden hingehen und sprechen: Kommet, lasset uns hinaufziehen zum Berge des Herrn und zu dem Hause des Gottes Jakobs, daß er uns lehre seine Wege, daß wir wandeln auf seinen Pfaden; denn von Zion wird ausgehen das Gesetz und das Wort des Herrn von Jerusalem." —

Es ist also nicht der Weg Eines Volkes, sondern aller Völker. Und das Gesetz und Wort des Herrn blieb nicht in Jerusalem, sondern es drang in die ganze Welt. Das also ist der allgemeine Weg, den die Engel und Propheten vorherverkündet, und der Mittler selbst und die Apostel näher bezeichnet haben. Dieser Weg allein reinigt den ganzen Menschen und führt den Sterblichen zur Unsterblichkeit. Gegen die gerade Führung dieses Weges zur Anschauung Gottes und zur ewigen Gemeinschaft mit Ihm können diejenigen, welche der heiligen Schrift keinen Glauben beimessen, zwar kämpfen: **aber Sieger bleiben wir!** (cap. 32).

Hiermit endet der wesentlich apologetische Teil des Werkes, der, um es kurz zusammenzufassen, den Nachweis liefert, daß die gegen das Christentum erhobenen Klagen jedes Grundes entbehren (lib I.), daß die Götter, an welche sich die Heiden ängstlich anklammern, weder zeitliche (lib. II—VI.) noch ewige Güter (lib. XI.) zu erteilen imstande sind, vielmehr nur der Gott der Christen; darum verleiht das Christentum, dessen Aufblühen gefürchtet wird, das wahre Glück.

Die folgenden zwölf Bücher enthalten die polemisch-dogmatische Darstellung der civitas terrena und coelestis. Die in dem zweiten Teile niedergelegten Gedanken unseres heiligen Autors sind folgende:

„Dreifach war die Reihe der erschaffenen Wesen: die Erde samt allen Sternen; die Schar der Engel und die Menschen, welch letztere eine wunderbare Vereinigung und weise Zusammenfügung des Natur- und Geisterreiches sind. So, wie Gott die Welt dachte, schuf er sie, und so, wie er sie geschaffen, entsprach sie seiner Idee. Gott sah, daß alles sehr gut war, genau, wie sein Gedanke.

Alles sollte als eine wahrhaft schöne Welt harmonisch in der Vielheit der Wesen sich so entfalten, daß jedes Ding und Wesen in der fortströmenden Güte des überreichen und allgegenwärtigen Schöpfers seine vollste Befriedigung und Ruhe finde, welche in dem selbstbewußten, vernünftigen Engel- und Menschengeiste nach freier Wahl und Hingabe zur un-

ausſprechlichen Wonne hätte werden müſſen. Aber die Gabe des freien Willens an endliche Geſchöpfe war ein ebenſo erhabenes und bewundernswertes, als gefährliches Geſchenk, welches die ſchöne Ordnung ſtören und verwirren konnte. Denn alle Schönheit, Befriedigung und Seligkeit der Welt ruhte auf der Ordnung der Liebe (ordo amoris), welche Engel und Menſchen frei, jedoch angeregt, unterſtützt und gefördert durch Gottes Licht und Kraft oder Gnade, zu wählen haben und dann Tugend heißt, Tugend oder Ordnung der Liebe.

Bei dieſer Wahl ſpaltete ſich die Schar der Engel. Alle waren ſie urſprünglich gut: geiſtige, vernünftige, freie Weſen, deren Erkenntnis der Wahrheit ſich im göttlichen Lichte ſteigerte, und deren Herz von der Liebe Gottes erfüllt war, ſo daß ſie ihm anhingen und zugewandt waren. Aber ein Mächtiger unter ihnen, der beſonders wegen ſeines Glanzes „Engel des Lichts“ hieß, vergaß, verblendet durch den Anblick ſeiner eigenen Schönheit, daß er dieſe von Gott empfangen, wendete ſich durch Verkehrung der Ordnung der Liebe vom Schöpfer ab und verehrte ſich ſelbſt über alles. Ein Teil der übrigen Engel ahmte ſeinen Hochmut nach. Nun verloren dieſe alle Schönheit, ſie wurden vom Licht verlaſſen, und es war ihr Führer jetzt Fürſt der Finſternis, und ſie alle waren Engel der Finſternis. Und Gott ſchied die guten Engel, welche in der Ordnung der Liebe beharrten, von den böſen Engeln, die in der Wahrheit nicht beſtanden. So geſchah alſo der erſte Sündenfall unter den Engeln durch die hochmütige Verkehrung der Ordnung der Liebe. („Ordo amoris“ bedeutet ſowohl die rechte Richtung der Liebe wie auch das rechte, dem Werte der Dinge entſprechende Maß.) Seitdem gibt es zwei Staaten (Gemeinſchaften) in der unſichtbaren Geiſterwelt: einen guten und einen böſen Staat.

Nachdem das Menſchengeſchlecht erſchaffen war, gelang es dem Fürſten des böſen Staates deſſen Bundesgenoſſenſchaft zu erwerben, indem er das erſte Menſchenpaar zu gleichem Hochmut der Selbſtvergötterung verführte.

Durch diese neue Verkehrung der Ordnung der Liebe ergriff Verwirrung die schöne Welt und selbst in die Schöpfung drang die Störung wegen der Verbindung mit dem Menschen hinsichtlich seines Körpers. Tiefe Wurzeln senkte der böse Staat in das edelste Leben auf Erden, und er heißt nunmehr, weil er hier in seinen Wirkungen recht hervortritt und seine Heimat begründete, der irdische Staat im Gegensatze zu dem guten als dem himmlischen.

In einer Beziehung war der Sündenfall der Menschen schlimmer und weitgreifender in seinen unheilvollen Folgen, wie der Sündenfall der Engel, da nämlich jeder Engel persönlich isoliert für sich stand oder fiel, die ersten Menschen aber, in denen das ganze Menschengeschlecht beschlossen und der Idee nach auch vorhanden war, den Fall solidarisch für alle ihre Nachkommen mitthaten. Deshalb stand vor Gott das in Millionen entfaltete Menschengeschlecht durch den Abfall von der Ordnung der Liebe, welchen die Stammeltern sich zu Schulden kommen ließen, von Ewigkeit her als eine Masse verkehrter, die schöne Weltharmonie störender Personen da, die seiner Verurteilung unterliegen. Aber gerade durch die Solidarität aller Glieder des Menschengeschlechts in ihrer Beziehung zu dem gemeinsamen Stammvater war der Fall der Menschen nicht so unheilbar, wie der der Engel. Denn die Weisheit Gottes hatte bei der natürlichen Einheit des Menschengeschlechts Gelegenheit, erfinderisch in der Liebe zu werden.

Gott hatte also Macht, das ganze Menschengeschlecht zu verwerfen, was seine Gerechtigkeit erforderte, aber seine Liebe wurde herzliches Erbarmen und nahm die Weisheit in ihren Dienst. So stand nach ewigem Ratschluß auch vor Gottes Augen ein neuer Stammvater der Menschen, die Weisheit selbst, der menschgewordene Sohn Gottes: ein Mitglied des Menschengeschlechts, weil geboren von einer Tochter Adams, doch über demselben, sofern es unter der Sünde stand, und Er empfangen ist vom heiligen Geiste und darum von der Zahl der Sünder gesondert, unbefleckt und heilig. Durch

dieſen hat die Weisheit Gottes es bewirkt, die Ordnung der Liebe wiederherzuſtellen. Nun kann jedes Menſchenkind, obwohl es infolge der ſolidariſchen Erbverbindung mit dem ſündhaften erſten Stammvater Adam durch die natürliche Geburt ſchuldbeladen in die Welt eintritt, dennoch, von Gottes Barmherzigkeit erwählt für den Himmelsſtaat, durch die geiſtige Wiedergeburt in der Taufe eingegliedert werden dem neuen Adam und zweiten oder geiſtigen Stammvater Jeſus Chriſtus. Dieſer iſt der Mittelpunkt der Weltgeſchichte; auf Ihn muß alles hinweiſen oder ſich zurückbeziehen: in Weisſagung und Erfüllung, in Hingabe oder Widerſpruch. **Durch Ihn iſt auch nach dem Sündenfalle der Gottesſtaat wieder auf Erden,** verflochten und vermiſcht mit dem Staate der Böſen, ſo daß in der äußeren Repräſentation des letzteren Bürger des himmliſchen und in der ſichtbaren Darſtellung dieſes auch Glieder jenes ſich befinden.

Beide Staaten characteriſieren ſich nun alſo: Sie haben Gemeinſames: außer dem häufigen Zuſammenleben der Glieder beider Gemeinſchaften in verſchiedenen irdiſchen Beziehungen und Verbindungen und ſelbſt in dem politiſchen Staate und in der Kirche haben ſie auch das gemeinſam, daß beide die unſichtbare und ſichtbare Welt umfaſſen und auf Erden mit einander beſtehen werden bis zum Abſchluſſe der Weltgeſchichte in dem allgemeinen Weltgerichte.

Aber bei dieſem Gemeinſamen ſind ſie in ihrer weſentlichen Eigentümlichkeit ſehr verſchieden.

Der irdiſche Staat beſteht aus den böſen Engeln und den böſen Menſchen; erſtere greifen unſichtbar, aber thatſächlich mit in die Weltgeſchichte ein, ſo weit es Gott zuläßt. Sie ſind Feinde Gottes: nicht durch ihr Weſen und Sein, welches als ſolches göttliche Schöpfung und deshalb immer gut iſt, ſondern durch ihren böſen, die Ordnung der Liebe verkehrenden Willen. Aber ſie bleiben unfähig, der göttlichen Weltregierung die Erreichung ihres Zieles ernſtlich ſtreitig zu machen.

Ihre characteristische Eigentümlichkeit: der böse Wille, ist nicht positive Kraft, sondern Schwäche, da in dem Abfall von Gott die Gnade, welche die Energie des Willens steigert, verloren geht. Sie sind abtrünnige, aufgeblasene, sich selbst vergötternde Aufrührer, die, von wilden Leidenschaften umhergetrieben, keine Ruhe finden, alles knechten und allem schaden wollen und um so erbitterter sind, je mehr sie durch Gottes Macht sich gezügelt und in ihrer Begierde: Verderben anzurichten, gefesselt fühlen.

Die Menschen aber, welche dem irdischen Staate während ihres Lebens auf Erden angehören, meinen, da sie ihre Verurteilung und Verwerfung durch Gottes Urteilsspruch noch nicht erfahren haben, ihr Glück, ihren Frieden, ihre Seligkeit noch erjagen zu können. Nun steht es unabänderlich fest nach göttlicher Ordnung, daß keine vernünftige Creatur auf andere Weise Beseligung finden kann, als durch Besitz und Liebe des absolut Guten, welches Gott ist. Von Ihm haben jene sich aber abgewendet, und es bleibt ihnen also nur das endliche Gut in der Welt. Nimmt man nun alle irdischen Güter zusammen: Land und Leute, Gold und Glanz, Herrschaft und Ruhm, und denkt man sie sich im Besitz eines Einzigen, so würde auch nicht einmal dieser Eine dadurch Beseligung des nach dem Unendlichen sich sehnenden Herzens, dem Gottes Ebenbild aufgeprägt ist, erreichen. Nun aber ist die ganze Genossenschaft der Bösen oder der gesamte irdische Staat in seinen Erdenbürgern darauf angewiesen, in dem irdischen Gute Befriedigung und Freude zu suchen. Da dieses also kein unbegrenztes und kein unendliches Gut ist, so sehen die Bürger dieses Staates sich jeden Augenblick und überall im Genusse beschränkt und durch einander beeinträchtigt; und so entsteht Unfriede, indem der Eine den Anderen vom Genießen zu verdrängen sucht, und es spaltet sich der irdische Staat in sich selbst, seine Bürger streiten, führen Krieg wider die Bürger des himmlischen Staates und wider einander. Da hört man das Jammern der Unterliegenden und den thörichten Jubel der Sieger, die ihr Ziel doch nicht erreichen; denn ihre Siege sind keine un-

sterblichen Siege, der Kampfpreis ist kein ewiger. Man kann zwar nicht sagen, daß es kein Gut sei, wonach sie streben; denn sie wollen im Kampfe erringen den Frieden im Genusse irdischer Güter; allein da diese Güter an sich kein Herz befriedigen, und außerdem nicht zugleich von allen Bürgern genossen werden können, so suchen sie in unseliger Bedürftigkeit vergebens durch mühevolle Kämpfe diesen Frieden.

Es gibt hier zwar auch in ihrer Art gerechte Kriege, und wenn diejenigen, die den gerechten Anspruch auf die streitigen Güter haben, siegen, darf man sie beglückwünschen; denn alle Güter sind Gaben Gottes, deren Besitz ein Genuß sein kann. Folgen die Sieger aber dem bösen Staate und lieben sie irdische Güter mehr, als das himmlische Gut, so werden sie durch ihre Siege nicht glücklich, ihr Elend wächst, ihre Eroberungslust wird unersättlich, und indem sie Herrscher über alle Völker werden wollen, sind sie die Gefangenen, die Knechte ihrer Leidenschaften. —

Nun würde die Entzweiung unter den Bürgern des irdischen Staates endlos fortgehen und die Entfremdung und Feindseligkeit der einzelnen Menschen trotz ihrer Abstammung von Einem Elternpaare größer werden, als selbst unter den Tieren, die doch in einer Vielheit von Einzelwesen ursprünglich erschaffen sind, wenn nicht die erlösende und deshalb einigende Kraft des zweiten Stammvaters in dem Menschengeschlecht wirksam wäre, welche durch die Gnade auch ein Volk der Versöhnten und Gottliebenden schafft, die in die Friedensgemeinschaft der guten Engel eingehen und mit diesen den Gottesstaat auf Erden bilden.

Der himmlische Staat ist auf Erden nicht heimisch, sondern in der Fremde; seine Heimat ist der Himmel, von woher die heiligen Engel auf ihre Mitbürger nach Gottes weiser Anordnung schützend und helfend Einfluß üben. Die guten Engel haben die Fülle von Erkenntnis und Liebe: sie erkennen die geschaffenen Dinge durch deren Ideen in Gott, d. h. so vollkommen, als möglich; in Ihm erkennen sie auch sich selbst deutlicher, als in ihrem eigenen Bewußtsein; denn in diesem

sehen sie ihr Wesen, wie in der Abenddämmerung, in Gott aber wie im Tageslichte.

Den Schöpfer erkennen sie genauer, als wir unser eigenes Selbst; sie lieben Gott über alles und hangen ihm an in vollkommener Hingabe; sie verharren in seiner Ewigkeit, in der sie ihr Sein bewahren, — in seiner Wahrheit, in der ihr Erkenntnislicht sich entzündet. — und in seiner Liebe, in welcher ihre Seligkeit aufwallt, deren ewiger Dauer sie gewiß und sicher sind.

Die guten Menschen, welche dem Himmelsstaate angehören, wandeln mit ihrem Geiste unter den Engeln. Sie sind als Bürger des Gottesstaates Söhne der Gnade, Mitgenossen des ewigen Friedens, ohne Eigenliebe und Eigenwillen, in jenem gemeinsamen und unwandelbaren, unendlichen Gute sich erfreuend und Seligkeit erhaltend, welches die Genießenden nicht trennt noch zum Kriege reizt, sondern Ein Herz aus ihnen macht, so daß die Vielheit der im Genusse Beseligten die Wonne nur vermehrt. Unter den vollkommenen Bürgern des Himmelsstaates ist der Krieg undenkbar, aber auf Erden werden sie in Kriege hineingezogen durch das Verflochtensein des Gottesstaates mit dem irdischen Staate, wodurch sie nicht blos von Sehnsucht und Liebe, sondern auch von Furcht und Leid bewegt werden können.

Darin sind die beiden Staaten wiederum ähnlich, daß beide Schöpfungen der Liebe sind, aber verschieden in ihrer Wurzel durch der Liebe Art. Den irdischen Staat nämlich gründete die bis zur Verachtung Gottes gesteigerte Selbstliebe geschaffener Wesen, den himmlischen aber die bis zur Selbstverachtung, d. h. bis zur größten Selbstverleugnung sich erhebende Liebe zu Gott. Jener Staat rühmt sich seiner selbst, dieser des Herrn; jener sucht Ruhm bei den Menschen, diesem ist Gott der größte Ruhm. Jenen überherrscht das Herrschergelüste seiner Fürsten oder auch seiner unterjochten Völker, in diesem dienen alle einander durch die Liebe, indem die Vorgesetzten wohl raten, und die Untergebenen willig folgen; jener liebt die eigene Stärke in seinen Machthabern, dieser

spricht zu Gott: „Dich liebe ich, Herr; Du bist meine Stärke," und erwartet als ewigen Preis, daß Gott alles in Allem sein werde.

Der historische Ursprung beider Staaten auf Erden ist in Adams Söhnen hervorgetreten. Zwar begründeten die Stammeltern durch ihren Fall den Staat der Bösen auf Erden, aber beide wurden als Kinder der Gnade wieder erwählt und in den Gottesstaat zurückversetzt. Daß bei ihren Kindern der irdische Staat von neuem Wurzel schlage, war zwar nicht notwendig, aber es geschah.

Kain, der unerlöste Erdenbürger, der Brudermörder, von teuflischem Neide zum Morde getrieben, ist Gründer des irdischen Staates. Der erste Bruderzwist stellt bereits die Feindseligkeit zwischen dem irdischen und dem himmlischen Staate dar. Durch Abels Tod ging der Gottesstaat auf Erden nicht unter; Seth trat an seine Stelle als neues Haupt der himmlischen Gemeinschaft, und Kain gründete die erste Stadt des irdischen Staates, die er nach seinem Sohne Henoch benannte.

Seitdem lassen sich die Häupter beider Staaten bis auf Noah in der Geschichte verfolgen; denn ihre Stammtafeln sind uns aufbewahrt.

Die Söhne Gottes, d. h. die von der Gnade, vom Geiste Gottes erfüllten Menschensöhne, welche Bürger des himmlischen Staates waren, ließen sich jedoch schließlich durch die Schönheit der Töchter des irdischen Staates verleiten, diese zur Ehe zu nehmen und in ihre Sitte und Art sich einzuleben, und so Sitte und Gesetz des himmlischen Staates zu verachten.

Da drohte dieser unterzugehen, aber Gott ließ in der Sündflut den irdischen Staat untergehen und rettete Noah und dessen Familie, welche allein die Ordnung der Liebe treu bewahrten.

Die erste Periode war die Kindheit des Menschengeschlechts; in ihr zeigte sich die üppigste Blüte des Naturlebens; denn die Menschen lebten Jahrhunderte lang und waren von außerordentlich großer Körperlänge. Wie aber dem Knaben die Erinnerung an die Kindheit in Vergessenheit gerät, so

versank die Kindheit des Menschengeschlechtes in der zweiten Periode, die von Noah bis auf Abraham dauert, in die große Flut. Nun war die Zeit des Knabenalters.

Die Stammtafel der Häupter des Gottesstaates wird auch in dieser Periode weiter geführt, aber nicht mehr die des irdischen Staates, der sich nun sehr spaltet und verzweigt.

Die jetzt folgende Entwicklung des Menschengeschlechts war im Allgemeinen bereits vorgebildet in den Benennungen der drei Söhne Noahs; denn Sem bezeichnet einen Mann von „Namen"; aus seinem „Namen" ging Christus hervor, dessen Namen das ganze Menschengeschlecht durchduftet, gleich einer über dasselbe ausgegossenen kostbaren Salbe. Jafet bedeutet „Weite", „Ausbreitung", die Fülle der von ihm abstammenden Völker, welche in den Häusern Sems wohnen, d. h. in den Kirchen der christlichen Religion den Frieden finden sollten.

Ham (Cham) heißt „Schlauheit" und zeigt auf den Irrtum hin, dessen Lehrer mit schlauer List gegen die Wahrheit ankämpfen würden, ohne sie zu überwinden.

Die Menge ihrer Nachkommen wendete sich zunächst dem irdischen Staate zu. Durch ihre Neigung zur Selbstvergötterung, welche in dem babylonischen Thurmbau verwegen und thöricht hervortrat, riefen die Übermütigen das Strafgericht Gottes über sich herab, welcher ihnen die Einheit der Sprache nahm und die innere Spaltung äußerlich in den verwirrten Reden offenbar werden ließ. Und so wurden die zweiundsiebenzig von Noahs drei Söhnen abstammenden Völker mit zweiundsiebenzig Sprachen auseinander getrieben, breiteten sich über die Erde aus, gründeten große Reiche und erfüllten das Festland und die Inseln. Nur in dem Stamme Heber, der zur Stammtafel Abrahams gehört, blieb die Ursprache, früher allgemein wohl „die menschliche Sprache" genannt, nun aber die „hebräische".

Bezüglich des himmlischen Staates erfahren wir tausend Jahre hindurch nur die Namen seiner Fürsten auf Erden. Danach erst, seit der Familie Abrahams, werden deren Schick-

sale sorgfältig berichtet, insofern sie eine typische Bedeutung für Christus, das Haupt und zugleich das Fundament des Gottesstaates, und für diesen selbst haben.

Die dritte Periode des Menschengeschlechts reicht von Abraham bis David, — das Jünglingszeitalter. In Abraham gewinnt die Erkenntnis des Gottesstaates an innerem Verständnis. Er empfängt die Verheißung einer leiblichen Nachkommenschaft; welche das Land besitzen sollte, dessen Besitz später unter David und Salomon vollkommen errungen wurde, und die Verheißung einer geistigen Nachkommenschaft, zahllos wie der Sand der Erde und die Sterne am Himmel, und zwar durch den großen Nachkommen, in dem alle Völker der Erde gesegnet würden.

Unter Moses wird dem Jüngling das Joch des Gesetzes auferlegt, bis er zur Freiheit der Kinder Gottes oder der Himmelsbürger erzogen wäre. Damit er nicht unter dem Drucke verzage, wiederholen sich immer deutlicher die Verheißungen der Erlösung. Die Häupter des Gottesstaates sind in dieser Zeit erhabene Patriarchen, Fürsten des streitbaren Gottesvolkes.

Die vierte Periode ist die Zeit von Samuel bis zur Wiederherstellung des Hauses Gottes nach der babylonischen Gefangenschaft: das Zeitalter der Propheten und Könige. Die Propheten hatten, die Schwere der Gesetze und die Zuchtrute Gottes erleichternd und mildernd, auf das Vorbildliche hinzuweisen und in deutlicheren Weissagungen das nahende Reich Gottes zu kennzeichnen, damit der Blick von dem Vergänglichen zu dem Bleibenden und Ewigen gelenkt werde, und so wurde das Volk Gottes gleichsam vom Ernste des Mannesalters ergriffen.

Durch die Wirksamkeit der Propheten wurde Christus als der wahre Hoheprieſter, als der ewige König aller Menschen dem Volke mehr und mehr offenbar.

Die Spaltung Israels nach Solomos Tode war ein vorbildlicher Hinweis auf die einstige Trennung der leiblichen Nachkommenschaft Abrahams von der geistigen.

In der fünften Periode: von der Wiederherstellung des Tempels bis auf Christus schweigen die Propheten. Judas irdische Hoffnungen gehen unter, die Erfüllung der geistigen naht.

Die sechste Periode beginnt mit der Geburt Christi. Sie ist die Zeit der Gnade. An die Stelle des Schattenbildes des himmlischen Staates tritt die wirkliche Darstellung desselben. Das Verbrechen der Juden in der Kreuzigung Christi wird das Heil der Völker; die ungläubig verharrenden Juden werden aus ihrem Lande entwurzelt, in alle Welt zerstreut.

Die Hauptdarstellung des irdischen Staates findet sich zuerst im Oriente in dem Weltreiche der Assyrer und nach dessen Zerfalle in dem gewaltigen Römerreiche, welches seinen Ursprung mit Blut befleckt hat und durch Eroberungstrieb in Herrschsucht groß geworden ist. Alle übrigen Reiche erscheinen nur in Abhängigkeit oder wie Anhängsel dieser Kolosse.

Das Assyrische Reich mit der Hauptstadt Babylon geht seinen irdischen Weg, unbekümmert um die Ideen des Gottesstaates; mit diesen geriet Rom, das neue Babylon, das Haupt des abendländischen Weltreiches, in lange andauernden Kampf, worin ihm voranging und Dienste leistete das kleine, aber durch geistige Größe glänzende Volk der Griechen. In diesem zeigte es sich besonders, wie der Ursprung des Götzendienstes und seine ganze Einrichtung und Verflechtung mit den staatlichen Instituten und Volksfesten unter dem fördernden Einfluß der bösen Geister erfolgte, die Wahrheit mit Lüge vermischten und die Menschen durch zauberhafte Gebilde und Schreckniſse in Furcht und knechtischem Dienste festhielten. Das Ineinander von bösen Engeln und bösen Menschen in dem irdischen Staate wurde mehr und mehr offenbar.

Trotz alledem darf man aber den politischen Staat mit dem **irdischen Staate der Bösen** nicht vollkommen gleich setzen; denn in den politischen Staat dringt der himmlische heiligend ein und verdrängt die bösen Geister wenigstens in manchen Beziehungen aus ihrer Herrschaft. Jede Einigung durch Bande der Liebe und naturgemäßer

Ordnung gehört dem Wesen nach dem himmlischen Staate an und ist von Gott. Da begegnet uns zuerst die Familie, die auch im politischen Staate ihre Stelle hat; sie ist das erste Mittel, dessen Gott sich bedient, um die endlose Entzweiung des sündhaften Menschengeschlechts zu verhindern.

Fast überall hat sich ein gesetzliches Verbot der Ehe zwischen Geschwistern geltend gemacht, dem eine gewisse natürliche Abneigung gegen solche Verbindung entgegenkommt. Dadurch daß aber die Ehen unter verwandtschaftlich Entfremdeten gestiftet und somit immer wieder neue Verwandtschaften gegründet werden, wird die Entfremdung und Entfernung von seiner Einheit immer wieder überwunden.

Ferner ist auch der politische Staatsverband als solcher gottgewollt. Die göttliche Vorsehung fördert und befestigt denselben, soweit er nicht zum Hindernis für die Entwicklung des himmlischen Staates wird. Die Obrigkeiten sind von Gott und die Fürsten zur Herrschaft von Ihm prädestiniert, ohne daß sie dadurch zugleich zu dem einen oder dem anderen der beiden Staaten gehörten, wozu eine besondere Prädestination noch erforderlich ist: die der Gnade oder die der Gerechtigkeit. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß auch im Altertume außerhalb des Judentums unter den heidnischen Völkern Kinder der Gnade und Bürger des himmlischen Staates stets gewesen sind, wofür Hiob ein glänzendes Beispiel darbietet, und solche finden sich auch heute noch unter allen Völkern. Umgekehrt leben innerhalb der äußeren Repräsentation des Gottesstaates auf Erden, d. i. in der christlichen Kirche, viele Verworfene, die **innerlich** nicht dem heiligen Bunde des himmlischen Vaterlandes angehören; auch hier sind Gute und Böse unter einander, äußerlich oft nicht zu unterscheiden. Überhaupt gibt es für die Einzelnen keine scharfgeschiedene Sonderung der Bürger beider Staaten auf Erden; nur vor Gottes Auge ist die Scheidung klar begrenzt und geschlossen nach dessen ewiger Vorausicht und Prädestination. Er hat sich daher auch wie das Gericht, so die volle Freiheit der Weltregierung vorbehalten.

Indem Gott weise und allmächtig voll Güte und Gerechtigkeit die Geschichte lenkt, sieht Er allein auch das harmonische Ineinandergreifen der verschiedenen Anstöße und Hemmungen der Bewegung. Weder in der unter den Sündenfolgen seufzenden noch in der erlösten Schöpfung gibt es vor seinen Augen etwas absolut oder an sich Schädliches, weil alles in seinem Wesen und Sein gut ist. Das anscheinend Schädliche, z. B. Hitze und Kälte, reißende Tiere, Gifte und dergleichen, ist in seiner Natur voll des schönen Maßes und voll Ordnung, und Gott zwingt es, dem weisen Bürger des himmlischen Staates zu dienen, während dem Thoren, dem irdisch Gesinnten, selbst das offenbar Gute, wie Speise, Trank, Licht zum Verderben werden kann. Betrachtet der intelligente und gute Mensch die Schöpfung an sich und mit Beziehung auf das Allgemeine, so wird er finden, daß sie Gott die Ehre gibt, in Allem an sich gut und für das Ganze harmonisch und schön ist und den Gedanken Gottes gemäß sich entwickelt.

Am herrlichsten erscheint die Weltregierung Gottes dem Bösen: der Verkehrung der Ordnung der Liebe, gegenüber. Obgleich das Böse ein der göttlichen Ordnung der Dinge widerstrebender Gebrauch, beziehentlich Mißbrauch einer Kraft, nämlich der freien Willenskraft ist, so weiß und vermag Gottes unbeschränkte Freiheit dasselbe doch stets zu beschränken, so daß es nur noch einem besonderen Gute, einer einzelnen Persönlichkeit am Frieden schaden kann, niemals aber dem allgemeinen Gute, dem seligen Ziele des himmlischen Staates.

Durch die Sünde drang der Mißklang in die wunderbare Musik der Sphären, und die Mißtöne vermehrten sich durch Nachahmung und Wiederholung des Falles. Doch der große Musikmeister der Schöpfung verstand es, mit vorsorgender weiser Macht die Disharmonieen schnell aufzulösen, und Er hat in der Weltgeschichte das schönste Lied aus Gegensätzen erzeugt, so daß ihre Bewegung als die wundervollste Harmonie, wie ein zusammenklingender Hymnus ertönt.

So wird er denn auch die Entwicklung des Gottesstaates ohne Störung zur ewigen Harmonie in wonnevoller Seligkeit

führen. Das Ende der im Kampf sich entwickelnden Weltgeschichte wird einst eintreten, wenn die Zahl der Himmelsbürger voll sein wird. Dann erfolgt die Auferstehung und das allgemeine Gericht. Das nach des Schöpfers Idee zusammengehörige: Leib und Seele, wird wieder vereinigt, aber für die Bürger beider Staaten zu verschiedenem Loose.

Die Leiber der bösen Menschen werden auferstehen und mit ihren Seelen verbunden werden zur ewigen Qual und Pein am Orte der Verdammnis mit den bösen Engeln. *Nach ihrer Verurteilung bilden sie keinen Staat mehr.* Denn unter den völlig von den Guten Getrennten Bösen wird dann unendliche Entzweiung herrschen; nichts wird sie vereinigen und ordnen können, und es wird Unordnung und Verwirrung ohne Maß und Ende sein.

Die Leiber der Guten aber werden auferstehen und mit ihren Seelen wieder in Lebensgemeinschaft treten in *verklärtem* Zustande.

Der verklärte Leib, schöner und vollkommener, als der Leib Adams vor der Sünde im Paradiese, leuchtend in ewiger Jugendpracht, wie die Sonne, ist keiner Verwundung, keinem Schmerze mehr zugänglich, voll Kraft und Stärke, von keiner Schwere niedergedrückt; mit wunderbarer Leichtigkeit folgt er jedem Winke des Geistes und ist in allen seinen Bewegungen voll Anmut und Würde.

Auch die Schöpfung wird dann umgestaltet in Herrlichkeit durch Feuer, welches kein Wesen vernichtet, sondern nur die Eigenschaften der Vergänglichkeit und Verweslichkeit an der Schöpfung verzehrt, so daß sie im ewigen Frühling aufblüht als neuer Himmel und neue Erde.

Aber auch der *Menschengeist* wird entsprechend erhöht werden, empfänglich für die Fülle des Lichtes der Wahrheit. Durchsichtig erscheint dem Verklärten die ganze Schöpfung, die in den Ideen Gottes ihm hell aufleuchtet, so daß er jede Wißbegierde stillen kann. Auch wird der Menschengeist stärker und glühender in der Liebe, dem Geiste Gottes ähnlicher, indem er diesen in seinem eigenen Lichte schaut.

So werden die guten Menschen, mit den guten Engeln vereinigt in dem himmlischen Staate, nicht mehr in der Fremde, sondern in der Heimat sein, wo der ewige Sabbat anbricht, und wo der Friede nicht vorübergeht, da die Zeit in die Ewigkeit verschlungen sein wird. Der Friede des himmlischen Staates wird sein die wohlgeordnetste und einmütigste Gemeinschaft des Daseins in Gott und des Genusses der göttlichen Anschauung: „ordinatissima et concordissima societas fruendi Deo et invicem in Deo“ (XIX, 13). Alle Sehnsucht nach Fülle des Genusses und nach Ordnung und Harmonie in demselben wird befriedigt sein; denn alle Güter leuchten unversagt im hellen Tageslichte. Die Ruhe der Ordnung in dem blühenden Gottesstaate wird das reichste Leben sein in der größten Vielheit der Gradunterschiede in Herrlichkeit und Freude, ohne daß ein Wunsch einem Himmelsbürger unerfüllt bliebe oder Neid eine Stätte finde. Die Ruhe wird auch niemals Stillstand sein, sondern Bewegung und vollste Lebensthätigkeit im steten Wechsel der Erkenntnis und Liebe oder des Fortschrittes von Klarheit zu Klarheit, in welchem Erkenntnis und Liebe sich ebenso bedingen wie durchdringen und stetig Befriedigung gewähren.

Die ganze Verfassung, das ganze Gesetzbuch des himmlischen Staates ist in Einem Wort enthalten, in dem Worte: „Freiheit.“ Die Macht des freien Willens nämlich ist in dem Menschen dann wie bei den guten Engeln derart für das Gute gesteigert, daß ihm eine Abweichung von der Ordnung der Liebe nicht mehr möglich ist, ebenso wenig wie ein Rückfall aus dem verklärten in den unverklärten Zustand. Ein Nötigen in die Ordnung der Liebe durch äußere Gesetze und Befehle unter Androhung von Strafen ist im Gottesstaate undenkbar; in dem ewigen Sabbat existiert auch der Begriff des knechtischen Dienstes nicht mehr. Gott selbst trägt die Krone, aber die Bürger des himmlischen Staates sind von Ihm mitgekrönt, sie herrschen mit Ihm, indem sie Ihm huldigen, und da sie Ihn loben, empfangen sie Ehre, und die Geehrten erkennen ohne Überhebung, daß sie der Ehre würdig

sind, und niemand raubt und niemand mißgönnt sie ihnen. So wird es sein am Ende ohne Ende; denn welches andere Endziel hätten wir, als zu gelangen in das Reich ohne Ende?

Der heilige Augustinus baut die Stadt Gottes, indem er die Waffen des Geistes schwingt gegen die Heeresmacht des Götzendienstes und der falschen Philosophie, deren Reich er stürzt, so daß um den prächtigen Bau, den er kunstvoll errichtet, noch die Trümmerhaufen des götzendienerischen Staates liegen. Daher gelangt man nicht so leicht und nicht sofort zu dem Gottesstaate; man muß sich durch die Trümmer des Heidentums in den ersten zehn Büchern mühsam durcharbeiten, in den fünf folgenden die weite Anlage der Fundamente betrachten, um in den sieben letzten den herrlichen Himmelsstaat majestätisch sich erheben zu sehen.